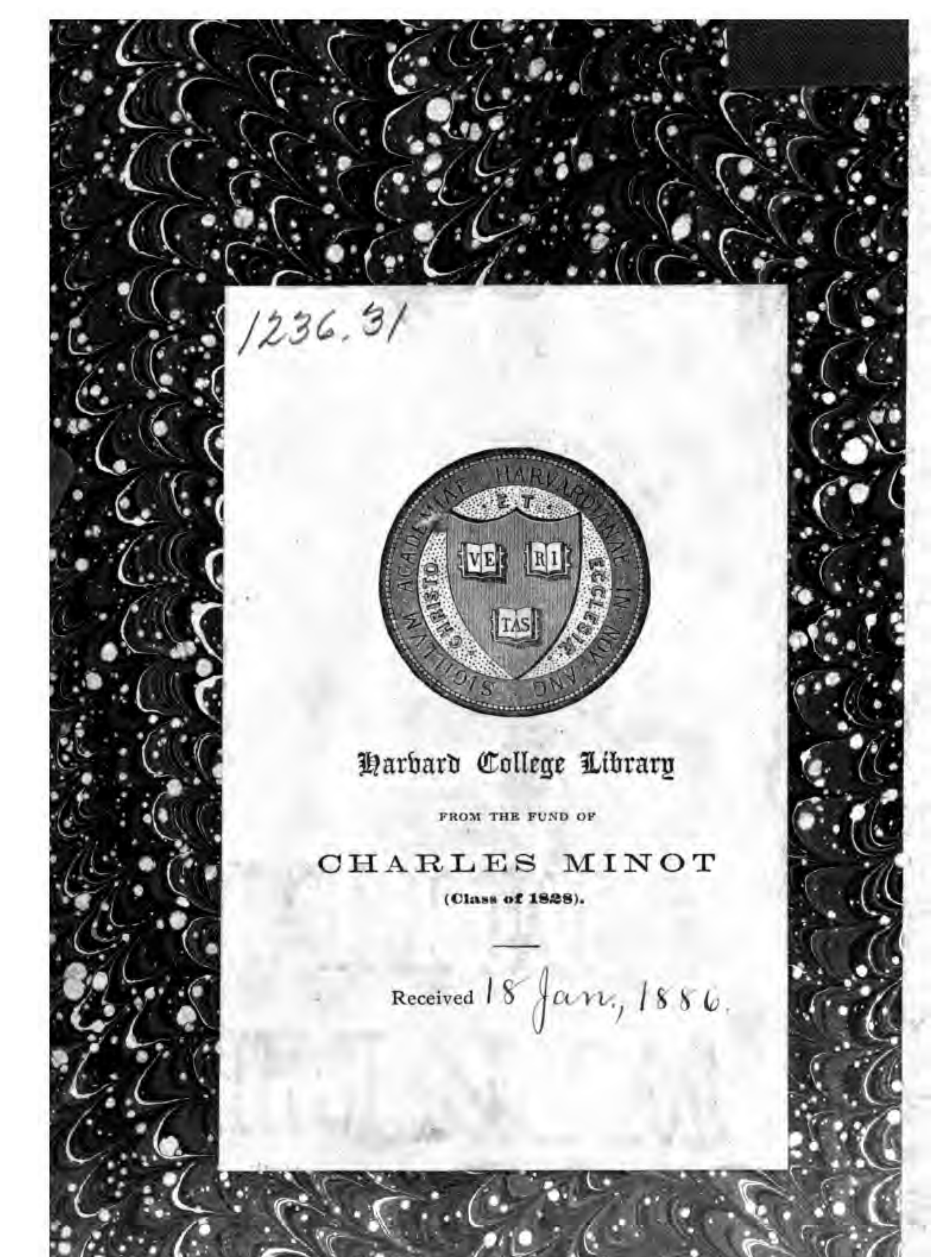

VE
RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG





JUNGGRAMMATISCHE STREIFZÜGE

JUNGGRAMMATISCHE STREIFZÜGE

IM

GEBIETE DER SYNTAX

VON

Dr. HERMANN ZIEMER
O. L. AN D. KGL. DOMGYMNASIUM U. REALGYMNASIUM
ZU COLBERG

IN ZWEI ABSCHNITTEN

ERSTER ABSCHNITT
ZUR GESCHICHTE
DER
JUNGGRAMMATISCHEN LITTERATUR

ZWEITER ABSCHNITT
DAS PSYCHOLOGISCHE MOMENT
IN DER BILDUNG
SYNTAKTISCHER SPRACHFORMEN

ZWEITE AUFLAGE



COLBERG
C. F. POST'SCHE BUCHHANDLUNG
(C. JANCKE & DR. P. JANCKE)
1883

Vorwort zur ersten Auflage.

Πάντα γὰρ σχεδὸν εὕρηται μέν, ἀλλὰ τὰ μὲν οὐ συνῆκται, τοῖς δ' οὐ χρῶνται.
Aristoteles.

Vorliegende Schrift zu schreiben wurde Verf. veranlasst durch die äusserst rege Nachfrage nach seiner Programmabhandlung (Colberg 1879): »Das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen.«[1] Diese Abhandlung beschäftigte sich auf dem für solche Publikationen zu Gebote stehenden nur beschränkten Raume (20 S.) mit demselben Gegenstande, der hier eine Bearbeitung erfahren hat. Natürlich ist, was dort nur angedeutet und in grossen Zügen umschrieben werden konnte, hier eingehender entwickelt und zum Teil durch historische Uebersicht vervollständigt. Eine gänzliche Umarbeitung und Verbesserung stellte sich gegenüber den wesentlichen Fortschritten, welche die junggrammatische Methode in den letzten drei Jahren gemacht hat, als notwendig heraus. Besonders sind die »Principien der Sprachgeschichte« von H. Paul ihrem hohen Werte nach gewürdigt, ihre Lehren vielfach zur Richtschnur genommen worden. Auch Gedanken Osthoff's, Brugman's u. a. wird man in mehr oder weniger veränderter Form oft genug begegnen, schon deshalb, weil diese Schrift es sich gerade zur Auf-

[1]) In Citaten später kurz durch »Progr.« bezeichnet.

gabe gemacht hat, die junggrammatische Methode dieser Forscher, welche bisher fast ausschliesslich in morphologischen Untersuchungen gehandhabt wurde, in der Erklärung syntaktischer Sprachformen zur Anwendung zu bringen. Die Neuheit dieses Versuches mag es drum entschuldigen, wenn etwa des Verf. Auffassung einzelner Erscheinungen hier und da nicht völlig zutreffend sich erweist. Eine Kritik, die offenbare Fehler aufdeckt, wird Verf. mit Freuden begrüssen und mit Dank beherzigen, ebenso wie er die Ausstellungen in den Besprechungen der früheren Abhandlung, namentlich in der Jen. Lit. Zeitung 1879 Nr. 23, Philol. Anzeiger 1881 S. 217—221 dankbar berücksichtigt hat, soweit es thunlich war. Gerade die dort (Jen. L. Ztg. 1879 S. 322) und von vielen hochachtbaren Seiten an ihn gerichteten Aufforderungen, das interessante Kapitel der syntaktischen »Ausgleichungen« einmal in umfassenderer Weise zu behandeln, ermutigten und bestimmten ihn, den Gegenstand in der vorliegenden Form neu zu bearbeiten.

Verf. wendet sich mit diesem Buche besonders an seine Herren Kollegen an den höheren Schulen, welche sprachlichen Unterricht erteilen. Er geht von der Ueberzeugung aus, die er in der Zeitschrift f. d. Gymn.-Wesen 1881 S. 393 ausgesprochen hat, dass es bei der ausserordentlichen Tragweite des Umschwungs, welchen die Methode der Sprachwissenschaft in jüngster Zeit durch die Junggrammatiker erfahren, durchaus nötig ist, dass der Lehrer der klassischen und neueren Sprachen diese Methode kennt, wenn er auf der Höhe der Zeit stehen will. Verf. möchte daher durch dies Buch auch seinen bescheidenen Teil dazu beitragen, der Methode neue Freunde und Anhänger zu gewinnen.

Nur zu diesem Zweck ist der geschichtliche Ueberblick über die junggrammatische Methode

und Litteratur im I. Abschnitte vorausgeschickt, nämlich zur Orientierung für diejenigen, welche mit den neuesten Fortschritten der Sprachwissenschaft nicht haben in Fühlung bleiben können. Sie mögen erkennen:

1. Diese Methode psychologischer Sprachbetrachtung ist geeignet, manches sprachliche Rätsel zu lösen, selbst ohne Sanskrit und grosse Sprachgelehrsamkeit richtige Erklärungen sonst unerklärlicher oder komplicierter Redeweisen auch in der Schule zu geben, wenn man nur ernstlich bestrebt ist, das genetische Princip der Forschung zugrunde zu legen. Aus diesem Grunde hat Verf. die Beispiele nur selten aus dem Sanskrit, in der überwiegenden Mehrzahl aus dem Lateinischen gewählt, daneben aber griechische, deutsche, romanische u. a. Parallelen vielfach berücksichtigt.

2. Diese Methode ist eine Ehrenrettung; sie sühnt ein Jahrhunderte lang begangenes oder geduldetes Unrecht. Viele sogenannte »Sprachfehler« und »falsche Bildungen« — Kinder, die bis dahin als aus der Art geschlagen und verwildert von der Mutter, der Sprache, durch die Willkür sprachlicher Gesetzgeber und Sittenrichter verstossen und geächtet waren, trotzdem sie aus demselben Mutterschosse der Sprache entsprossen wie die bisher als echt und vollbürtig geltenden wohlerzogenen d. h. in den Geleisen der Grammatik und Logik sich bewegenden Sprachformen — werden aus ihrer Verbannung wieder zurückgerufen, in die Arme der Mutter aufgenommen, in ihr unveräusserliches Recht eingesetzt und nehmen fortan den ihnen gebührenden Anteil an dem Leben der Gesamtheit. Für sie gilt »das Recht des Lebenden«, das ihnen niemals hätte verweigert oder genommen werden sollen. Diese Methode ist eine restitutio exheredatorum in integrum.

An alle Leser aber, sowohl an diejenigen, welchen das Buch an einzelnen Stellen nichts Neues bringen sollte, als an die, welchen die junggrammatische Methode noch wenig bekannt war, sei das obige Wort des Aristoteles gerichtet:

»Gefunden ist so ziemlich alles, aber teils ist es nicht übersichtlich zusammengestellt, teils benutzt man es nicht.«

Erstere mögen wenigstens diese übersichtliche Zusammenstellung und die Anordnung der ihnen nicht neuen Sachen nach neuen Gesichtspunkten anerkennen, letztere eine Aufforderung aus demselben entnehmen, fortan mit dieser Methode praktische Versuche zu machen.

Colberg, am 1. Februar 1882.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme meiner Schrift hat unerwartet schnell nach wenigen Monaten eine neue Auflage notwendig gemacht. Sie ist in verschiedenen Punkten verbessert und durch Zusätze bereichert worden.

Berichtigt worden ist besonders im I. Abschnitte S. 5, 7, 13 Anm. und 18 nach der Recension der ersten Aufl. von O. Behaghel in dem Literaturbl. f. germ. u. röm. Philol. 1882 Nr. 4. Für diesen Hinweis danke ich Herrn Prof. Behaghel, dessen sonstige Bemerkungen ich leider nicht berücksichtigen konnte, zum Teil auch deshalb, weil ich mich von ihrer Richtigkeit noch nicht hinlänglich überzeugt habe. Grossen Dank schulde ich auch Herrn Dozent Dr. K. Brugman, dessen freundliche Anzeige meiner Schrift in Zarncke's Lit. Centralbl. 1882 Nr. 12 zu meiner Freude die Dreiteilung der syntaktischen Analogiebildungen, wie ich sie S. 59 ff. versucht habe, billigt.

Ausserordentlich verbunden bin ich Herrn Fr. Vymazal in Brünn, der mir in wiederholten Zuschriften Beispiele syntaktischer Ausgleichungen und Kontraktionen aus dem Slavischen in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat. Einige derselben haben hier bereits Aufnahme finden können, vgl. S. 129, andere sollen in einem zweiten Teile dieser »Streifzüge« Verwendung finden, welcher so Gott will in den nächsten Jahren erscheinen

und namentlich weiteres einschlägiges Material aus der Syntax der indogermanischen Sprachen bringen wird.

Zu gleichem Zwecke richte ich an alle Leser dieses Buches die herzliche Bitte,

> auf Beispiele syntaktischer Ausgleichungen, namentlich aus den romanischen und slavischen Sprachen, die ihnen auffällig und interessant erscheinen, mich gütigst aufmerksam machen zu wollen; ich werde nicht verfehlen, jedes mir zugehende Schreiben dankbar zu beantworten und das mir so zugänglich gemachte Material seinerzeit mit Angabe des Einsenders zu veröffentlichen, soweit seine Verwertung irgend angänglich erscheint.

Die wohlwollende und anerkennende Besprechung der 1. Aufl. meines Buches von Ludwig Schmidt im Phil. Anzeiger (herausg. v. E. v. Leutsch) 1882 Nr. 4. 5. S. 161—167 ist mir zu spät zugegangen, als dass ich sie noch hätte benutzen können. Gleichwohl danke ich Herrn Dr. Schmidt verbindlichst für seine treffenden und einleuchtenden Bemerkungen zu verschiedenen Punkten des zweiten Abschnittes der »Streifzüge«. Ich bin mit dem verehrten Herrn Recensenten im wesentlichen einverstanden und verspreche, seine dankenswerten Winke und die Beispiele, die seine gründliche Kenntnis der Syntax der alten Sprachen auch hier bewähren, für spätere Zeit nach Gebühr zu beachten.

Colberg, am 19. Juni 1882.

Dr. H. Ziemer.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Berichtigung.

S. 70, Zeile 13 von oben lies Genus- und Numerus-Attraktion.

Erster Abschnitt

Zur Geschichte der junggrammatischen Litteratur



Unser Jahrhundert der Erfindungen duldet auf sprachwissenschaftlichem Gebiete keinen Stillstand. Mit den Fortschritten der Naturwissenschaften und der Technik, wo das Neueste das Neue überflügelt, mit den neuen Offenbarungen in der Philosophie, mit den Entdeckungen auf anderen Feldern menschlichen Denkens und Forschens sucht auch die Entwickelung der Philologie, indem sie die Resultate oder die Methode jener Disciplinen weise benutzt, gleichen Schritt zu halten: man wandelt auch hier neue Bahnen. Die jüngste Entwickelungsphase, in welche die im Laufe des Jahrhunderts völlig umgestaltete Sprachwissenschaft getreten ist, ist durch die Einführung der Physiologie und besonders der Psychologie in die sprachliche Forschung gekennzeichnet.

Die psychologische Betrachtung einer Sprache bildet den geraden Gegensatz zur anatomischen Behandlung. Wer als Grammatiker anatomisch verfährt, sieht in dem Sprachkörper einen Organismus, welcher mit haarscharfem Messer zergliedert, kunstgerecht bis in die kleinsten Teile zerschnitten wird, so dass man klar übersieht, wie hier die Regeln walten, dort die Ausnahmen sich einschalten. Er wählt daher nicht den Organismus, wie er gegenwärtig gerade sich darstellt, oder einen beliebigen früheren Zustand desselben: er muss vielmehr einen ganz ausgebildeten und entwickelten Körper, thunlichst zur Zeit seiner grössten Vollkommenheit, einen fertigen und festen Bau haben: so kann er beurteilen, was normal gebildet oder was als ungehörige oder gar fehlerhafte Bildung auszuscheiden ist.

Kindheit und Alter, Werden und Vergehen des sprachlichen Körpers ist nicht ein Gegenstand seiner zergliedernden und prüfenden Thätigkeit. So verfuhr die deskriptive Grammatik früherer Tage und ist — einseitig allerdings — zu den wertvollsten Ergebnissen gelangt. Allein man ward sich schliesslich bewusst, dass man auf diesem empirischen Wege zwar wohl Fleisch und Bein des sprachlichen Organismus hinlänglich zu studieren, aber nicht den Geist der Sprache zu erfassen vermöge; man suchte daher diesem Mangel theoretisch so abzuhelfen, dass man die sprachlichen Erscheinungen entweder mit den Kategorieen des Denkens in Beziehung setzte oder sie sonst durch philosophische Spekulation und Abstraktion zu erklären versuchte. So verfuhr der sprachkundige G. Hermann in dem Anhang seiner Viger-Ausgabe, als er die von den Alexandrinern aufgestellten Kategorieen der Ratio und des Usus in den syntaktischen Idiomen durch die vier Kantischen Kategorieen ersetzte, was schon Madvig für undurchführbar erklärte. Weder die scharfsinnigste Begriffsdefinition noch K. F. Beckers Organismustheorie war imstande, jenen Mangel auszugleichen.

Die deskriptive Grammatik war nur zu Abstraktionen aus den beobachteten Thatsachen gelangt, wenn sie verzeichnete, welche grammatischen Formen und Verhältnisse zu einer gewissen Zeit Eigentum und Gemeingut einer Sprachgenossenschaft waren. Durch Vergleichung that sie einen Schritt weiter. Sie erkannte die zu verschiedenen Zeiten innerhalb derselben Sprache vollzogenen Veränderungen und Umwälzungen, ward sich aber über das eigentliche Wesen, über den kausalen Zusammenhang der letzteren nicht klar und gelangte so nicht zu einer wissenschaftlichen Erfassung des Lebens der Sprache. Von dieser vergleichenden Grammatik war die historische anfangs wenig verschieden. Auch sie war nur eine Erweiterung der deskriptiven Grammatik; indem sie mehrere Grammatiken verschiedener Perioden vereinigte, blieb das Vergleichen ihre Hauptaufgabe. Die Bezeichnung »vergleichend-historische« Sprachforschung war daher für diese Philologie völlig zutreffend.

Nur war man früher allgemein bestrebt, die historischen Erscheinungen in den Einzelsprachen möglichst auf die verlorene indogermanische Grundsprache zurückzuführen und »die Kanäle aufzusuchen, die bis zu dieser hinführen«. Nur zu oft gelang dies nicht, oft nur unter Vergewaltigung sprachlicher Gesetze und Thatsachen. Mit Recht sind daher die kühnen Entdeckungsreisen, welche die ältere vergleichende Sprachforschung durch das Gebiet der ältesten europäischen und asiatischen Völker über Jahrtausende hinweg zur Erforschung der Quellen des Indogermanischen, der Grund- und Ursprache mehr oder minder glücklich unternahm, von gegnerischer Seite als »Ritt in ein phantastisches Nebelland« oder als »Meerfahrt ohne Kompass« bezeichnet worden. Reizvoll genug und verlockend war die Fahrt, aber sie war abenteuerlich und problematisch, insofern als die Forscher einerseits, die Gegenwart und letzte Vergangenheit vergessend, nur in die grauesten Zeiten den Blick richteten, andererseits die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache durch die überlieferten Schriftdenkmäler der ältesten ihr am nächsten liegenden Sprachen versuchten. So entging die vergleichende Sprachwissenschaft, welche auf diesem Fundamente einen stolzen Bau aufgerichtet zu haben glaubte, dem Schicksal nicht, dass die Gesetze, die sie aufgestellt und in die man sich gerade erst hineingelebt hatte, für revisionsbedürftig erklärt wurden (vgl. Osthoff und Brugman, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, Leipz. 1878 T. I. p. XI).

Nach dem Dahinscheiden Bopps und Schleichers trat ein folgenschwerer Umschwung in der vergleichend-historischen Sprachforschung ein, welcher zur Folge hatte, dass auch eine völlig veränderte Methode sich Bahn brach. Zuerst ging man aggressiv gegen die ältere Richtung vor, indem man schonungslos ihre Schwächen aufdeckte. Besonders gegen einen Punkt richteten sich häufige Angriffe. Oft hatten die älteren Grammatiker die Entdeckung machen müssen, dass in ganz später Zeit innerhalb einer Einzelsprache nach älteren Mustern neue Formen gebildet waren,

für die es keine ursprachlichen Grundformen gab. Da war man dann in einer üblen Lage. Man nahm sie mit Misstrauen auf, versagte ihnen als unechten Gebilden und Auswüchsen das Bürgerrecht, wenn sie nicht den in den älteren Sprachperioden bestehenden Bildungsgesetzen sich fügten; sie erschienen als Verirrungen oder Fehler der Sprache und wurden gemeinhin »falsche Analogiebildungen« genannt.

Gegen dies willkürliche Verfahren traten vor wenig mehr als zehn Jahren nach und nach eine grössere Anzahl jüngerer Sprachforscher mit reformatorischem Ernst und Nachdruck auf. Sie erkannten den alten Erbfehler aller grammatischen Wissenschaft, »dass man die menschliche Sprache nicht so nimmt, wie sie ist, sondern darnach ansieht, wie man sie selbst als Grammaticus gern haben möchte, dass man die Spracherscheinungen nicht nach den Faktoren beurteilt, die im Menschen als dem Träger und Weitervererber der ihm überkommenen Sprache wirksam sind und unter deren Einfluss alle Umänderungen und Neugestaltungen sich vollziehen, sondern mit a priori gebildeten und die Sache selbst gar nichts angehenden Anschauungsformen an das Untersuchungsobjekt herangeht.« Sie erkannten den Fehler dieser Sprachforschung, welche über der Erforschung der Sprachen den s p r e c h e n d e n M e n s c h e n vergass und die Sprache nur nach der schriftlichen Ueberlieferung, auf dem Papier betrachtete, ohne die p s y c h i s c h e n Faktoren zu beachten, welche beim Sprechen thätig sind. Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wollte man zeigen, wie mannigfachen und wie tiefgehenden Schaden dieses Grundübel bei der Deutung von Spracherscheinungen bisher schon gestiftet hat und immer noch selbst in der vergleichenden Sprachwissenschaft unserer Tage stiftet, die doch so manche falsche Anschauungen der älteren Grammatik anfgegeben und sich dessen auch wohl gelegentlich rühmt. Diese Erkenntnis der Notwendigkeit, sich loszumachen von jenen hauptsächlich in verkehrter Grundanschauung wurzelnden m e t h o d i s c h e n F e h l e r n, welche die ganze ältere, komparative wie nichtkomparative Sprachwissenschaft beherrschten, gab den ersten Impuls zu

der neueren sprachwissenschaftlichen Methode der sogenannten Junggrammatiker[1]) oder Neugrammatiker.

Der erste, dem das Verdienst gebührt, die neue Bahn in Umrissen vorgezeichnet zu haben, ist Steinthal. Er machte in verschiedenen Schriften zuerst auf die notwendige Verbindung der Psychologie mit der Sprachwissenschaft aufmerksam. Es geschah dies zunächst in seinem anfangs wenig beachteten Aufsatze: »Assimilation und Attraktion, psychologisch beleuchtet« in der Zeitschr. für Völkerpsychologie I, 83—179. Seine weiteren Arbeiten wurden dann aber bahnbrechend. Für die Sprachforschung wurde das Princip anerkannt, welches er bei seiner philosophischen Forschung über Ursprung und Entwickelung der Sprache angewandt wissen wollte: »Wir begreifen die Sprache aus Erklärungsgründen, wie sie in dem gegenwärtigen Bewusstsein sich finden« (Ursprung der Sprach. 2. Aufl. S. 122). Den bedeutendsten Fortschritt der neueren Psychologie, den Satz, dass eine grosse Menge von psychischen Vorgängen sich unbewusst vollziehen und dass alles, was je im Bewusstsein gewesen ist, als ein wirksames Moment im Unbewussten bleibt — diese Erkenntnis hat Steinthal in umfangreichem Masse für die Sprachwissenschaft verwertet. Nach ihm fliessen alle Aeusserungen der Sprachthätigkeit aus diesem dunkeln Raume des Unbewussten in der Seele. Wie die Vorstellungsgruppen sich bilden, zeigt er in seiner Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft.[2]) — Die psychischen Faktoren aber, welche beim Sprechen thätig sind, müssen bei allen denkenden Menschen, also bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieselben gewesen sein, wie überhaupt der menschliche Sprechmechanismus aller Völker nur dieselbe Einrichtung

---

[1]) Die Autorschaft dieses Namens wird vielfach Prof. Zarncke in Leipzig zugeschrieben. »Neugrammatiker« scheint mir wenigstens besser.

[2]) Von dieser Schrift ist inzwischen 1881 eine 2. Auflage erschienen. Kann sie auch nicht als ein junggrammatisches Lehrgebäude betrachtet werden, so bietet sie doch höchst wertvolles Material zum Aufbau einer Methodik. Ueberhaupt ist Steinthal's Verdienst um die Förderung der vergleichenden Sprachwissenschaft noch lange nicht genug gewürdigt.

und Wirkungsweise gehabt hat. Wie in der Natur, so haben auch in den Sprachen des Altertums stets die gleichen Kräfte gewirkt; die Umwälzungen der griechischen und römischen Sprache z. B. haben sich auch nach denselben Gesetzen vollzogen wie aller Sprachwandel heutzutage.

Die von Steinthal begründete Lehre hat weiter ausgebaut und mit nachhaltigem Erfolg zur Geltung gebracht Scherer in seinem epochemachenden Werke »Zur Geschichte der deutschen Sprache«, Berl. 1868, zweite Ausg. 1878. Scherer steht zwar nicht auf dem Boden der heutigen Junggrammatiker, und auch die zweite Ausgabe seiner meist aphoristisch gehaltenen Forschungen hat die erheblichen Fortschritte, die in dem verflossenen Jahrzehnt sowohl in bezug auf die positiven Resultate als auch hinsichtlich der Methode gemacht sind, Fortschritte, die gerade seinen Anregungen vielfach zu verdanken sind, sich leider nicht zunutze gemacht. Wie sehr trotzdem und ungeachtet manches Verfehlten seine Arbeiten die deutsche Grammatik und die vergl. Sprachwissenschaft gefördert haben, das haben gerade die Junggrammatiker dankbar anerkannt, vgl. die Kritik von H. Paul in d. Jen. Lit. Ztg. 1879, Art. 309. Sie rühmen an Scherer die umfassende Verwertung der Resultate der Lautphysiologie, die grössere Strenge in der Handhabung der Lautgesetze, die ausgedehntere Heranziehung der (freilich sehr mit Unrecht) sogenannten falschen Analogie bei der Formenerklärung, die Fülle von neuen Ideeen, wodurch teils zuerst die richtigen Bahnen betreten wurden, teils, wo sie irre gingen, doch die Aufmerksamkeit auf Fragen gelenkt ward, die bisher noch nicht aufgeworfen waren. Aber diese unleugbaren Vorzüge des Scherer'schen Werkes werden durch viele und grosse Schwächen verdunkelt. Diese Schwächen erkannt, die falschen Hypothesen als solche erwiesen, das Richtige weiter ausgeführt und begründet, den immerhin triebkräftigen von Scherer gegebenen Impuls zur Weiterentwickelung voll und ganz ausgenutzt zu haben — dies Verdienst gebührt einigen jüngeren Forschern, die jetzt die Hauptvertreter der sog. »junggrammatischen Richtung« sind. Fast

an allen Hochschulen zählt jetzt diese Richtung Vertreter, manchen klangvollen Namen hat sie aufzuweisen.

Nächst Scherer ist es zuerst Leskien, der den Anstoss zur ganzen Bewegung gegeben hat. Zum Teil von Whitney angeregt, verfolgte er andererseits einzelne Gedanken Scherers mit Vermeidung jeglicher Halbheit und unsicheren Hin- und Herschwankens — Mängel, die jenen anklebten — in seinen akademischen Vorlesungen und Schriften weiter. Er zuerst hatte 1876 scharf und deutlich die Ansicht verfochten, dass die Lautgesetze keine Ausnahme erleiden (»Die Dekl. im Slavisch-Litauischen und Germ.«) und nahm sich mit grosser Konsequenz den Gedanken zur Richtschnur, dass die Sprache von dem sprechenden Menschen nicht losgelöst und ausser ihm stehend betrachtet werden darf. Von Leskien[1]) sind ausgegangen die Leipziger Braune, Brückner, Brugman, Merzdorf, Osthoff, Sievers. Ihnen reihen sich an O. Behaghel in Heidelberg, B. Delbrück und Gustav Meyer. Neben ihnen sind zu nennen u. a. auch Merguet, Carl Abel, E. König, Wölfflin und Misteli, welche in verschiedenen Schriften als Mitarbeiter auf gleichem Boden sich erweisen und daher wohl zu den Anhängern gerechnet werden dürfen, wenn sie auch nicht überall den gleichen Standpunkt wie die vorgenannten einnehmen. Dies gilt auch von H. Paul, der obgleich ein entschiedener Junggrammatiker, dennoch bezüglich des Lautwandels eine abweichende Ansicht hat, wie wir unten sehen werden. Unter ihnen haben sich besonders Osthoff und Brugman in die Betrachtung des physiologischen und psychologischen Moments in der sprachlichen Formenbildung vertieft und untersucht, nach welchen psychologischen Gesetzen neben den physiologischen die Existenz, das Werden und Wachsen der Sprache sich regelt; den mächtigen Drang zur Formenbildung, der in den einzelnen Sprachen in Formübertragungen und Analogiebildungen sich regt, haben sie bereits nach verschiedenen Seiten hin erkannt und beachtet.

---

[1]) Ueber den zwischen Whitney und den Junggrammatikern bestehenden Unterschied vgl. Misteli in der Ztschr. für Völkerpsych. XI, 367.

Ihre neue Methode enthält als ersten und obersten Grundsatz die strikte, ausnahmslose Geltung der Lautgesetze — die physiologische Seite der Formbildung: Aller Lautwandel vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen. Sie stützen diesen Kardinalsatz auf Beobachtungen an der modernen Sprachenentwickelung, wobei namentlich die romanischen, germanischen, slavischen Sprachen genau durchforscht wurden. Dies Princip hat zur Voraussetzung, dass die allgemeinen Bedingungen des Sprachlebens zu allen Zeiten dieselben gewesen sind. Mit voller Klarheit setzte man sich das Ziel, die Veränderungen in der Sprache mit Vermeidung aller blossen Abstraktionen so zu erfassen, wie sie wirklich an den einzelnen Individuen einer Sprachgemeinschaft vor sich gehen. Daraus folgt: genaue Scheidung zwischen physiologischen und psychologischen Processen; alle scheinbaren Ausnahmen von obiger Grundregel sind durch psychologische Vorgänge zu erklären. Diese Grundregel hat wesentlichen Widerspruch in der Wissenschaft nicht erfahren; man hat die absolute Bindlichkeit der Lautgesetze ziemlich allgemein anerkannt. Aber gegenüber der siegreichen Gewalt, gegenüber der überzeugenden Sicherheit, mit welcher das physiologische Moment auftritt, führt die Betrachtung des psychologischen Moments, wie es in den Formübertragungen, Analogie- und Associationsbildungen wirkt, anscheinend auf problematische Bahnen. Hier erwuchs für die neue Methode eine grosse Gefahr, und so darf man sich nicht wundern, dass hier der Hebel angesetzt wurde, um die Forschungen der das Analogieprincip vertretenden Richtung in Misskredit zu bringen. Sie musste den Vorwurf hören, dass die Zufälligkeiten der Analogiebildungen nur ein planloses Tasten und Raten zuliessen; im Spiel der Vermutungen mache man wohl dann und wann einen glücklichen Griff, werde aber zumeist an den Glauben appellieren müssen, kurz von echter Wissenschaftlichkeit sei dies Verfahren fern. Diese Vorwürfe hatten allerdings eine Zeit lang eine gewisse Berechtigung. Sie trafen mit Recht aber nur gewisse Versuche Scherers,

der in der Anwendung des Analogieprincips entschieden zu weit gegangen ist. Gerade die obengenannten Forscher haben in den allermeisten Fällen die nötige Vorsicht und massvolle Zurückhaltung geübt. Statt des unsicheren Tastens und Ratens, statt der schrankenlosen Willkür des Konstruierens, wie sie mitunter bei Scherer noch hervortritt, haben sie ihrer vorsichtig gehandhabten Methode das Gepräge des Exakten in einem Masse verliehen, wie es sonst nur in den Naturwissenschaften und in der Mathematik möglich ist. Gerade die richtige Abgrenzung zwischen psychologischen und physiologischen Kräften, zwischen Analogie und Lautgesetz, die bei Scherer noch vermisst wird, ist ihr Bestreben gewesen. Wenn sie von der Ueberzeugung ausgehen, dass die allgemeinen Bedingungen des sprachlichen Lebens zu allen Zeiten dieselben gewesen sind, dass der Grammatiker, der es mit den Sprachen der alten Völker wie der Griechen und Römer zu thun hat, heute mit Vorteil bei den jüngsten Sprachentwickelungen, z. B. beim Romanischen und Neudeutschen, in die Schule geht und diese im Hinblick auf sein Ziel durchforscht, wo die Entwickelung, der Umgestaltungsprocess an der Hand der Denkmäler durch viele Jahrhunderte sich verfolgen lässt, deren volkstümliche Entwickelung ferner in dialektisch reich entfaltete lebende Sprachen ausmündet; wenn sie meinen, auf diesem Wege besser wie auf jedem anderen die weiter zurück liegenden Vorgänge aufhellen zu können: so wird niemand diese Forscher deswegen tadeln dürfen und können.

Man mag zugeben, dass die neue Methode in den ersten Jahren ihrer Anwendung noch nicht mit voller Klarheit und Schärfe hervortrat. Aber sie wuchs aus jeder folgenden Arbeit der junggrammatischen Forscher mit immer grösserer Präcision und Wahrheit heraus. Weiteren Fortgang gewann die Sache der Junggrammatiker vornehmlich durch das thatkräftige Eingreifen Paul's und Braune's in dem von ihnen gemeinsam gegründeten und herausgegebenen Organ »Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Lit.«, in dessen Jahrgängen durch Vertreter der neuen Principien eine

Fülle neuen Materials, welches dauernden Wert hat, niedergelegt ist. Dies Organ nimmt also unter den Publikationen der Junggrammatiker eine hervorragende Stelle ein: es klärte die Anschauungen und gewann der Sache neue Anhänger. Besonders waren es jetzt Osthoff und Brugman, rührige und anerkannt tüchtige Forscher, die mit ihrer ganzen Kraft durch Schrift und Lehre als Vorkämpfer ihrer Schule auftraten. Ausser kleineren Arbeiten, die wir übergehen, machte zunächst das Werk Osthoff's Aufsehen: »Das Verbum in der Nominalkomposition im Deutschen, Griechischen, Slavischen und Romanischen«, Jena 1878. Wir stimmen in unserem Urteil der einsichtigen Kritik dieser Schrift von Cauer (Zeitschr. f. d. Gymn.-W. 1879 S. 302 f.) und dem Urteil Delbrücks (Jen. Lit. Ztg. 1878 S. 145) bei, welche gegenüber der einseitigen und absprechenden Kritik von Bock (Ztschr. f. deutsch. Alt. u. d. Lit. 1878 S. 433) hervorheben, dass das Princip der modernen Richtung von Osthoff hier in grossem Massstabe entwickelt und mit ungewöhnlichem Scharfsinn angewandt ist. Derselbe Verfasser hat unmittelbar darauf durch die im Verein mit Brugman herausgegebenen »Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen«, von denen bisher vier Bände erschienen sind, die methodischen Grundsätze der von ihm verteidigten Richtung einerseits theoretisch berührt (in der längeren Vorrede dieses grösseren Werkes), andererseits an der Hand bestimmter sprachlicher Erscheinungen und Sprachtypen praktisch verwertet.

Nach diesen Leistungen, denen sich andere später zu erwähnende ebenbürtig anreihen, war die junge Richtung in Deutschland nicht mehr unbekannt. Hatte man bisher sie vielfach ignoriert, so hielt man sie jetzt, da sie sich nicht länger totschweigen liess, seitens der Gegner einer Bekämpfung für würdig. Sie konnte mit Recht von sich sagen: viel Feind, viel Ehr! Die Anhänger der historisch-antiquarischen Methode, die Altgrammatiker zähester Observanz, die Jünger Bopp's und Schleicher's machten gegen sie Front, rückten zum Teil geschlossen den

unbequemen Neuerern auf den Leib und teilten manche scharfen Hiebe gegen sie aus, die indes noch immer von der kampfesfreudigen Schar glücklich pariert wurden. Dagegen mehrten sich auch die Freunde, namentlich in Süddeutschland und Oesterreich. Im Norden fand die veränderte Richtung geringere Sympathie. Man verfolge nur einmal den Inhalt der philologischen Zeitschriften und Schulprogramme Oesterreich-Ungarns, Bayerns, Badens: man wird sofort sehen, dass den dortigen Grammatikern in der Ausbeutung und Anwendung dessen, was die neueste Sprachwissenschaft geleistet, ein glücklicher Griff eigen ist. Vielleicht hängt dies Talent der österreichisch-ungarischen Philologen damit zusammen, dass sie in ihrer vielsprachigen Monarchie mehr auf das Leben der Sprache achten, ihre Bildung und ihr Wachstum aus dem Slavischen, Romanischen und deren Dialekten erforschen, wie denn auch die Forschungen der Junggrammatiker zunächst von diesen jüngsten Sprachentwickelungen ausgingen. Ganz unbeachtet blieben übrigens die Lebensäusserungen jener auch im Norden nicht. Um jedoch grössere Teilnahme für sie zu wecken, hielt Osthoff auf der Geraer Philologen-Versammlung 1878 einen Vortrag über das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung, welcher später unter diesem Titel das 327. Heft der Sammlung gem. wiss. Vorträge von Virchow und von Holtzendorff 1879 bildete. Die Hoffnung, auf diesem Wege in weiteren Kreisen der Gebildeten die wohlwollende Zuneigung zur Sprachwissenschaft und sprachwissenschaftlichen Methode zu mehren, scheint sich zu erfüllen. Der vor einer zahlreichen Corona von Philologen aller Farben und Richtungen gehaltene Vortrag erfreute sich des ungeteilten Beifalls aller Hörer und es erschien dies Resultat als eine günstige Prognose für die Zukunft der Junggrammatiker und als eine Aufforderung, in ihrem Streben unentwegt zu beharren. Als ihr Interpret erschien Osthoff auch noch auf anderen Schulmänner-Versammlungen und legte in beredten Worten ihre Tendenzen klar. Wir könnten verschiedene

Schriften jüngerer Philologen namhaft machen, die gerade diesen Anregungen Osthoff's das Leben verdanken.[1])

Insbesondere auf dem Gebiete der romanischen Litteratur, dessen Durchforschung nach den verschiedensten Richtungen hin ein beliebter Vorwurf der neueren Philologie geworden ist, hat die Befolgung richtiger Grundsätze manche Leistung zu tage gefördert, welche den Process aller Sprachbildung in klares Licht stellt. Was durch zweckmässige Methode gewonnen wird, zeigt u. a. so recht die Schrift Wölfflins »Lateinische und romanische Komparation« Erlangen 1879, eine Studie, die äusserst wertvolle Beiträge zu einer historischen Grammatik der romanischen Sprachen liefert; es zeigen dies ferner verschiedene Bücher und Abhandlungen von Merguet, wie dessen »Entwickelung der lat. Formenbildung«, Berlin 1870, welcher als einer der ersten die Frage aufgestellt hat: wie sind Neubildungen möglich, deren Beantwortung dann in weiterer Folge neben Scherer, Leskien, Osthoff und Brugman auch Misteli versucht hat in seiner Schrift: »Lautgesetz und Analogie« in Steinthal's Zeitschrift XI, S. 365 ff. Wir erwähnen ferner die Abhandlungen von Merguet: »Die Ableitung der Verbalendungen aus Hilfsverben«, »Bemerkungen zur lat. Formenbildung« in der Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung XXII, S. 149 ff., »Die Hilfsverba als Flexionsendungen« in d. Jahrb. für class. Phil. 1874 S. 145 ff. und die lesenswerte Programmabhandlung (Königsberg Wilh.-G. 1876) »Ueber den Einfluss der Analogie und Differenzierung auf die Gestaltung der Sprachformen«; letztere behandelt Casusendungen und Wortbildungssuffixe.

Gegen die immer mehr erstarkende Richtung mehrten

---

[1]) Um ein Beispiel wenigstens anzuführen, nenne ich den beachtenswerten und äusserst klar und durchsichtig in der Darstellung gehaltenen Vortrag des Oberlehrers Franz Devantier in Jever: Ueber die Lautverschiebung und das Verhältnis des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Virch.-Holtz. Samml. Heft 376 Berl. 1881. Daselbst S. 5 zeigt den Einfluss Osthoff'scher Lehren, wie überhaupt die ganze Studie allein dadurch manchen wertvollen Fingerzeig giebt, dass sie sich auf den richtigen Standpunkt stellt.

sich indessen in den letzten drei Jahren die Angriffe zusehends. Wir sahen schon oben, wie man gleich von vornherein eine Kampfesweise gegen sie in Scene setzte, die insofern verfehlt war, als sie nicht an die richtige Adresse gerichtet war. Man wollte die Epigonen treffen und vernichten und traf doch in Wirklichkeit nur ihren Ahnherrn Scherer, der dem eigenen Lager der Angreifer gar nicht so fern stand. Immer häufiger schleuderte man nun den Vorwurf der Systemlosigkeit von dieser Seite aus gegen die Gegner,[1]) immer lauter ertönte der Ruf, immer dringender die Mahnung: Sorgt vor allem für festere Grenzen der Principien! Methodologieen und Systeme waren allerdings noch nicht geschrieben; man hatte die leitenden Grundsätze gewöhnlich nur kurz ohne weitere Begründung hingestellt und suchte einstweilen durch praktische Anwendung derselben handgreifliche Resultate zu erzielen, in der Meinung, dass theoretische Erörterungen sich viel besser an eine Reihe positiver Schöpfungen d. h. an eine übersichtliche Sammlung des Stoffs anknüpfen liessen. Doch liess man jenen höheren Gesichtspunkt als erstes Erfordernis eines gedeihlichen Weiterarbeitens auf dem mit Kühnheit und Glück betretenen Wege fortan nicht aus dem Auge. Heutigen Tages ist nun ein wesentlicher, lang vermisster Fortschritt gemacht: das junggrammatische Lehrgebäude gewährt nicht mehr das Bild eines Torso.

[1]) Zu diesen principiellen und leidenschaftlichen Gegnern gehörten u. a. Bezzenberger und E. Kuhn, wie dies aus verschiedenen Aeusserungen dieser Gelehrten, besonders im Göttinger Gel. Anz. und in Kuhn's Zeitschrift, sowie aus Recensionen junggrammatischer Arbeiten aus derselben Feder hervorgeht. Man vgl. Bezzenbergers Recension von Ascoli's kritischen Studien, der Schrift eines Forschers, welcher den Ansichten der Junggrammatiker vielfach sich nähert (Gött. Gel. Anz. 1879 Stück 18), und seine Recension der Paul'schen Principien in der Deutschen Lit. Ztg. (herausgegeben von M. Rödiger) 1881; hier wird sein Urteil, durch Voreingenommenheit beeinflusst, mehr schroff und scharf als gerecht. — Weit bedeutender ist die Gegnerschaft derjenigen, welche zwar mit den Junggrammatikern im wesentlichen einverstanden sind, aber behaupten, dass jene eigentlich gar nichts Neues gesagt hätten, dass sie selbst schon lange ihren Grundsätzen huldigten. In diese Kategorie gehört neben Ascoli selbst noch Fick, wohl auch Johannes Schmidt.

Nachdem nämlich Paul bereits im Eingange der »Untersuchungen über den germanischen Vokalismus«, Halle 1879 den Grundstein einer Systematik gelegt hatte, hat er kürzlich den Aufbau vollendet in seinem Meisterwerke »Principien der Sprachgeschichte« Halle 1880. Es gehört zu dem Vorzüglichsten, was bisher auf dem Gesamtgebiet der modernen Sprachwissenschaft geleistet ist. Hier ist die längst erwartete umfassende Methodenlehre zum ersten Male in so weitem Umfange und doch mit so allseitiger Klärung und Ordnung fast aller einzelnen Teile gegeben, dass allen ferneren Anklagen der Systemlosigkeit damit endgültig die Spitze abgebrochen wird. Das Werk dürfte ein wichtiger Markstein auf dem Gebiete der sprachwissenschaftlichen Litteratur werden, mit dem Paul sich ein dauerndes Denkmal errichtete. Paul unterscheidet sich von Osthoff besonders darin, dass er in Betreff des Lautwandels das physiologische Moment, wie es von Osthoff z. B. in seinem auf S. 11 erwähnten Vortrage entwickelt ist, als zu Recht bestehend nicht anerkennt. Er erblickt in der Aufhellung der Bedingungen des geschichtlichen Werdens zugleich die Methodenlehre (S. 4) und sieht als Hauptaufgabe der Principienlehre die Darlegung der allgemeinen Bedingungen an, unter denen die physischen und psychischen Faktoren und letztere als die wesentlichsten zusammenwirken (S. 8). Er giebt dann eine Klassifikation der sprachlichen Veränderungen in dem Kapitel über das Wesen der Sprachentwickelung, bespricht ferner den Lautwandel, die Bildung der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungsgruppen und die Wirksamkeit dieser Gruppen, die Zerstörung und Verwirrung dieser Gruppen durch Laut- und Bedeutungswandel, die Reaktion gegen die Zerstörung und Verwirrung der Gruppen, die Bedeutungsdifferenzierung, die Verschiebungen in der Gruppierung der etymologisch zusammenhängenden Wörter, den positiven Wert der Isolierung, die Urschöpfung[1]), die Scheidung der Redeteile, die

[1] Dieses X. Kap. (Urschöpfung) halte ich mit Fr. Vymazal in Brünn für eine der hervorragendsten Leistungen der

Spaltung in Dialekte, die Sprache und Schrift und die Gemeinsprache. Schon dieser kurze Ueberblick wird den Reichtum des Inhalts verraten. Nicht nur die Sprachphilosophie, auch die Psychologie erfährt durch die Schrift dankenswerte Bereicherung; der Verf. nimmt S. 9 f. auch Gelegenheit, sich mit der Steinthal-Lazarus'schen Völkerpsychologie in Beziehung und auseinander zu setzen. Auch wer mit Sanskrit und eigentlicher Sprachvergleichung sich bisher nicht beschäftigt hat, wird das Buch verständlich finden, da die meisten Spracherscheinungen durch Beispiele aus dem Neuhochdeutschen veranschaulicht werden. Man wird nur einen Mangel dabei herausfühlen: die geringe Berücksichtigung der eigentlichen Syntax. Beispiele aus dieser sind äusserst selten. Verf. entschuldigt dies (S. 35) damit, dass überhaupt alle Wortbildung und alle Flexion aus syntaktischen Verbindungen entsprossen; es genüge daher, auf die Laut-, Flexions- und Wortbildungslehre sich zu beschränken. Wir können uns mit dieser Entschuldigung nicht recht einverstanden erklären. Wir hätten gerade über das viel schwierigere Gebiet der eigentlichen syntaktischen Sprachbildungen, der analogischen Satzbildungen, der syntaktischen Differenzierungen, der Verknüpfung der Sätze mehr gehört, als Verf. auf S. 143, 161, 197—99 und 200 f. uns bietet. Wir meinen, dass so zwar diejenigen Partieen der Grammatik, über die positive Untersuchungen praktischer Forscher bereits vorlagen, durch diese theoretischen Betrachtungen ins rechte Licht gestellt sind — und dieses Princip mag gerade den Verf. zu seinem Verfahren bestimmt haben —, dass hinwiderum es im höchstem Grade nützlich und zweckmässig gewesen wäre, auch über die gramm. Syntax durch Skizzierung der nach Ansicht des Verfassers einzuschlagenden Methode für Forscher auf diesem Gebiet, welches nach junggrammati-

---

Neugrammatiker und neugrammatischer Methode überhaupt. Paul hat hier für ein Problem, das bisher unlösbar schien, die Auflösung wenn nicht gefunden so doch mindestens angebahnt, so dass weitere Forschung einen lichterhellten Pfad findet, wo bisher die Nacht der Jahrtausende so zu sagen alles in undurchdringliches Dunkel hüllte.

scher Richtung hin mehr oder weniger noch eine terra inculta ist, ausreichende Anweisung zu geben. Wir hätten eine solche Direktive dankbar entgegengenommen. Andererseits verkennen wir auch nicht, wie dies der Titel des Werkes andeutet, dass es nicht in der Absicht des Verf. lag, eine vollständige Methodologie der Sprachwissenschaft zu schreiben, welche indes — und wir hoffen nach der praktischen Seite hin — Brugman in nächster Zeit erscheinen lassen wird. Dann werden hoffentlich alle gegen die Junggrammatiker derzeit noch herrschenden Vorurteile schwinden; sie werden dann eine Operationsbasis gewonnen haben und mit der Gewissheit sicheren Erfolges ihren Weg klar vorgezeichnet sehen. Zum Schlusse dieser allgemeinen Uebersicht müssen wir kurz noch einer Schrift gedenken, deren Titel und Verfasser den Glauben erwecken könnten, man hätte in ihr eine junggrammatische Methodik vor sich. Es ist dies die kurz und übersichtlich gehaltene »Einleituug in das Sprachstudium. Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergl. Sprachforschung« von B. Delbrück Leipzig 1880, auch unter dem Titel »Indogermanische Grammatiken« Bd IV. Sie zerfällt in einen erzänlenden und einen erörternden Teil. Im ersten Teile schildert Verfasser die historische Entwickelung der Sprachwissenschaft von Bopp bis heute in grossen Zügen, um klar zu machen, wie sich die heutigen Probleme der Wissenschaft aus dem Vorhergehenden natürlich entwickelt haben, im zweiten werden die hauptsächlichsten dieser Probleme besprochen. So spricht der Verfasser also von Bopp und seinen Nachfolgern, von Schleicher, von den neuen Bestrebungen (letzteres geschieht indes nur in wenigen die Bestrebungen der Junggrammatiker kurz andeutenden Worten; beispielsweise werden Steinthal's Verdienste nicht berücksichtigt, Osthoff und Brugman gelegentlich, Paul gar nicht erwähnt; überhaupt verfolgt der Verfasser als leitenden Faden seiner Darstellung die lautgesetzlichen Probleme besonders, die nach und nach auftauchten, und gedenkt dann der sie lösenden Forscher). Im theoretischen Teile beleuchtet er die Agglutinationstheorie, die Lautgesetze (diese mit Rück-

sicht und im steten Hinblick auf die junggrammatischen Forscher) und die Völkertrennungen. Da Delbrück's Darstellung sich hier meist objektiv hält, mehr referiert als kritisiert, so tritt seine persönliche Ansicht über die neuere Methode, die im wesentlichen auch die seine ist, nur gelegentlich hervor; zu einzelnen von ihm berührten Fortschritten verhält er sich in vorsichtiger Reserve abwartend. Auch diese Arbeit darf daher mit einer junggr. Methodenlehre nicht verwechselt werden. Sie soll nur dazu dienen, das Studium der »Indogermanischen Grammatiken«, die bei Breitkopf und Härtel in Leipzig jetzt erscheinen, und damit zugleich das Verständnis der bisherigen Resultate der vgl. Sprachforschung zu erleichtern.

Die Junggrammatiker können daher auf das in wenigen Jahren Erreichte mit Genugthuung zurückblicken. Durch die Beachtung des psychologischen Moments haben sie der Sprachforschung neue Bahnen gewiesen, ein reiches und ausgedehntes, zugleich aber fruchtbares Arbeitsfeld ihr erschlossen; sie haben selbst die Frucht vom Baume moderner Sprachkenntnis geerntet, sie nunmehr gesichtet und gesondert und das rechte Gefäss für sie gefunden. Ihr Werkthun überragt an Wichtigkeit so sehr manche anderen sich vordrängenden Erscheinungen und selbst Errungenschaften auf sprachwissenschaftlichem Gebiete, dass man mit Recht sagen kann: diese Richtung, der die Gegenwart, wo sie arg befeindet wird, noch nicht gehört, hat trotzdem eine Zukunft. Wir teilen die Ueberzeugung Pauls, keine Untersuchung kann mehr den Anspruch auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft zu stehen erheben, welche sich nicht dieser Methode bedient.

Wir sahen eben: die Vertreter der junggr. Richtung begannen ihre Arbeit mit dem Nächstliegenden, der Laut-, Flexions- und Wortbildungslehre, wozu noch die in den alten Grammatiken ohne triftigen Grund fehlende Lehre von der Bedeutungsentwickelung hinzukam, und suchten dies an sich schon weite Revier zu mustern, ehe sie sich weitere Ziele steckten. Es war dies naturgemäss. Wenn ihre Thätigkeit also bisher auf diesen Teil der Sprache im

wesentlichen sich beschränkte, so wollen sie damit nicht sagen, dass nicht mit Fug und Recht das gleiche Princip auch für die Syntax Geltung habe. Das psychologische Princip in der Syntax der indogermanischen Sprachen haben bis jetzt nur wenige Forscher berücksichtigt. Meist geschah es in einzelnen Aufsätzen verschiedener philologischen Zeitschriften, und immer waren nur ganz beschränkte kleine Partieen der Syntax Gegenstand der Behandlung. Dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend gehalten sind so die Arbeiten B. Delbrück's in seinen »Syntaktischen Forschungen«. Auch Jolly gesellt sich bei, z. B. in seinem »Ein Kapitel vergleichender Syntax«. Für die Dialektsyntax sind einzelne Abhandlungen Tobler's zu erwähnen; manches findet sich auch in der Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw., wie die schon oben gewürdigte Arbeit Steinthal's über die Assimilation ff. Hierher gehört ferner die treffliche Schrift von O. Behaghel »Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen« Paderborn 1878; sie berücksichtigt die deutsche Syntax vorzugsweise nach der Seite der verschiedenen Mundarten hin und ist ganz besonders als mustergültig für die Methode zu empfehlen, wie die Satzfügung in der Mundart zu untersuchen und wie eine geschichtliche Darstellung syntaktischer Sprachprocesse anzufangen ist. Sie ist in der That, wie der Verf. (S. 3) hofft, ein Kapitel aus einer noch zu erwartenden historischen deutschen Syntax. Von ausserdeutschen Linguisten, welche unbeeinflusst von diesen deutschen Forschern dennoch nach Inhalt ihrer Schriften in manchen Punkten mit den ersteren sich berühren, verdient der Franzose M. Bréal Erwähnung, dem man in seinen »Mélanges de mythologie et de linguistique« Paris 1877 sowie durch seinen Vortrag »Les idées latentes du languagе« manche treffenden Bemerkungen verdankt.

Auffallend wenig Berücksichtigung hat die griechische Syntax gefunden. Hier ist noch fast alles Brachland. Hin und wider eine dürftige Notiz, eine gelegentliche Bemerkung in den Kommentaren der Erklärer oder in den Schulgrammatiken, die bis jetzt kaum zur Verwertung der

Resultate der früheren komparativen Methode gekommen sind und höchstens einmal in der Formenlehre den neuen Erkenntnissen Rechnung tragen wie Koch's griech. Schulgrammatik in der neuesten 7. Auflage an wenigen Stellen.[1])

Der geeignetste Mann, eine neue wissenschaftliche Syntax der griechischen Sprache zu schreiben, wäre ausser Osthoff und Brugman wohl B. Delbrück, der in seinen »Grundlagen der griech. Syntax«, Synt. Forsch. Bd. IV. 155 S. Halle 1879 bereits gezeigt hat, in welcher Weise die Syntax der indogermanischen Sprachen zu behandeln ist. In diesen »Grundlagen« will Delbrück keine Belehrung über Thatsachen des griech. Sprachgebrauchs geben, sondern untersuchen, welche Formen der Sätze, Gewohnheiten in Bezug auf die Stellung der Satzteile, sog. Konstruktionen der Verba u. s. w. die Griechen aus der indogermanischen Heimat nach Hellas mitgebracht haben, in wie weit dieser alte Besitz sich noch in dem uns überlieferten Griechisch erkennen lässt. Indem er diese Untersuchung auf den einfachen Satz beschränkt, scheidet er hier die aus der indogermanischen Grundsprache entlehnten syntaktischen Gestaltungen der Griechen von den von ihnen selbst dem überlieferten Sprachschatze hinzugefügten. Nicht die Grundlagen der griech. Rede, sondern die Grundlagen für ein geschichtliches Verständnis der griech. Syntax sind seine Aufgabe. Bei der Ermittelung des proethnischen Gebrauchs berücksichtigt er so das Sanskrit und sucht aus den sich hier ergebenden Grundbegriffen die Anwendungstypen z. B. des Geschlechts der Substantiva, des Dual, des Neutrum im

[1]) Dass die gramm. Schulbücher, wenn anders die Schule die Grundlage zu einer wissenschaftlichen Weiterbildung gewähren soll, auf der Höhe des wissenschaftlichen Lebens der Zeit sich halten, der bestehenden Wissenschaft angepasst, auf der Methode vergl. und hist. Sprachforschung aufgebaut sein müssen, damit der Schüler nichts offenbar Falsches lerne, darüber habe ich ausführlich gesprochen in meinem Aufsatze: »Die Stellungnahme des grammatischen Gymnasialunterrichts zur neueren sprachwissenschaftlichen Methode der sog. Junggrammatiker« in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1881 Juli-Aug. S. 385—401.

Plural mit dem Verb im Singular, des Genetivs u. a. Casus bei Verben, Substantiven, Präpositionen, des Augments, des Mediums, der Tempusstämme, der Modi cet. abzuleiten. Natürlich sind es nur einzelne Partieen der griech. Syntax, zu denen eine solche Brücke vom Indogermanischen aus gezimmert werden kann, und der Verf. hat unter diesen wiederum nur die ausgesucht, welche ganz sichere Schlüsse erlauben. Seine Beweisführung ist auch in hohem Masse überzeugend; für eine »historische Syntax der griech. Sprache« werden diese »Grundlagen« grundlegend und unentbehrlich sein. Ganz der Mann dazu, ein solches Werk zu schaffen, wäre vielleicht auch Gustav Meyer in Graz, dessen 1880 als III. Band der Bibliothek indogermanischer Grammatiken erschienene »Griechische Grammatik« im wesentlichen auf neuen Principien basiert, namentlich hinsichtlich der Analogiebildungen, aber auch er beschränkt sich, wie der gleichmässige Plan jener begonnenen Grammatikenbibliothek es vorschreibt, leider nur auf die Laut- und Flexionslehre, ganz wie Delbrück in seiner oben erwähnten Einleitung in das Sprachstudium nur in der Lage war, über Forschungen auf dem Gebiete der sog. Formenlehre zu sprechen.

In der lateinischen Syntax ist, seitdem wir Ritschl's Initiative wirklich zuverlässige Textausgaben der älteren römischen Litteratur verdanken, mancher bemerkenswerte Versuch gemacht, schwierige und interessante Probleme einer wissenschaftlichen Lösung entgegenzuführen. Es sind aber auch hier kaum Anläufe bisher gemacht, über die ältere vergleichende Methode hinauszugehen. Merkwürdig ist hier, dass die emsigen Forscher mit einer gewissen Vorliebe gerade an die dunkelsten und schwierigsten Partieen zuerst sich gewagt haben. Zu diesen gehört ohne Zweifel die Lehre von den Tempora und Modi, ferner die damit in Zusammenhang stehende Syntax von Quom und ähnlichen Partikeln. Der sprachbildende Geist der Alten scheint hier gerade seine höchste Kraft aufgewandt zu haben, um eine kaum zu bewältigende Mannigfaltigkeit von Formen zu schaffen, welche dem nacn

psychologischer Erkenntnis ihrer Genesis strebenden Forscher Bewunderung abnötigt. Nachdem Em. Hoffmann (»Die Konstruktion der lat. Zeitpartikeln« 1860, 2. Aufl. Wien 1873) vorangegangen war und bewiesen hatte, dass er stellenweise zu unanfechtbaren Anschauungen über syntaktische Verhältnisse sich aufgeschwungen, fand die historisch-genetische Methode, gestützt auf die psychologischen Grundanschauungen in der Sprache, besonders durch Ed. Lübbert in den Beiträgen zur Tempus- und Moduslehre des älteren Lateins (I. Der Conjunctiv Perfecti und das Futurum exactum, II. Die Syntax von Quom Breslau 1867. 70) verdiente Berücksichtigung. Doch würden wir Lübbert Unrecht thun, wollten wir ihn auf Grund dieser Arbeiten für einen Junggrammatiker erklären. Es ist wahr, er lässt die Psychologie ein gewichtiges Wort reden bei Erklärung syntaktischer Gefüge, aber trotzdem spielt diese Psychologie doch nicht die Rolle, die ihr von Rechts wegen gebührt. Seine Auffassung von der Wirkungsweise der psychischen Faktoren bedürfte erhebliche Modifikationen, ehe sie der neuesten Forschung gerecht würde. Lübbert zeigt hier oft ein dunkles Gefühl von dem Einflusse des psychologischen Moments auf die Ausbildung der Sprache, er ahnt sehr oft das Richtige, aber er entfernt sich nur soweit von der älteren sprachwissenschaftlichen Richtung, als er sich Steinthal nähert, mit dessen ganzem System er, wie uns scheint, manche Berührung sucht. Es soll hiermit aber nicht gesagt sein, dass die von Lübbert gefundenen Resultate nicht annehmbar wären. Sie sind von hohem Werte, ebenso wie seine späteren Forschungen. — Hier ist also wenigstens ein Versuch gemacht, die psychologische Betrachtungsweise in gewissen syntaktischen Untersuchungen in ihr Recht einzusetzen, während andere Teile der lat. Syntax erstere fast ganz entbehren mussten. Denn die übrigen Forscher auf dem Gebiete der lat. Syntax wie z. B. F. Holtze in seiner allbekannten Syntaxis priscorum scriptorum Latinorum, Kühner in seiner ausführlichen Grammatik, Draeger in seiner auf diesem Felde rühmlich dastehenden, in Bezug auf sachverständiges Urteil

wie in Bezug auf Vollständigkeit, Gruppierung, Sichtung und Beherrschung des Materials gleich ausgezeichneten Riesenarbeit »Historische Syntax der lateinischen Sprache«, die jetzt in 2. Auflage vorliegt, die ferner weil hervorgegangen aus einem seltenen empirischen Wissen an J. N. Madvig's Arbeiten erinnert — diese u. a. mehr verfolgen mehr die räumliche Ausdehnung einer Erscheinung und die Häufigkeit ihres Auftretens, stellen auch wohl den Verlauf der Entwickelung chronologisch fest, kommen aber nicht dazu, den Ursachen der sprachlichen Neubildungen und »Entgleisungen« in dem Bereich der Satzfügung konsequent nachzuspüren. Der Natur seiner Aufgabe entsprechend begnügte sich beispielsweise Draeger (vgl. Hist. Synt. 2. Aufl. I. S. 151. 5 u. ö.) die Art der Sprachveränderungen mit dem zutreffenden Namen zu bezeichnen und ihren Umfang zu begrenzen; er verfällt aber gleich anderen vor ihm dabei nur zu oft in den Fehler, aus der stilistischen Tendenz des betreffenden Autors lediglich sie zu erklären, welcher mit bewusster Absicht gerade so und nicht anders sprach, während doch in der Sprache einzelner Schriftsteller — die ja nur ein Abbild der Sprache ihres Volkes resp. ihrer Zeitgenossen ist — nicht minder wie in der Entwickelung des Satzbaues überhaupt gar manches auf Rechnung der unbewussten Thätigkeit der menschlichen Seele zu setzen ist, wie wir bereits oben andeuteten und noch später zu sehen Gelegenheit haben werden, oder er geht in seinem Streben, die abweichenden Satzgebilde und Formen möglichst auf allgemein logische Gründe und Gesetze zurückzuführen, zu weit. Dass man bei Holtze, der doch bei der Betrachtung des archaistischen, vielfach echte Volksrede und einfache, primäre Ausdrucksweisen enthaltenden Lateins dazu die beste Gelegenheit gehabt hätte, eine erschöpfende Erklärung der von dem sonst Regelmässigen abweichenden Strukturen vergebens suchen würde, brauche ich wohl nicht zu versichern: er konstatiert nur Thatsachen, giebt dafür ausreichende Belege, ist also als Materialiensammler sehr zu schätzen und für den Forscher auf dem Boden des älteren Lateins kaum entbehrlich.

— So steht die Syntax der alten Sprachen noch fast ausschliesslich unter dem Bann der Methode der älteren Sprachbetrachtung; das neue aufklärende Licht, welches die Beachtung des psychologischen Moments verbreitet, ist über sie noch nicht ausgegossen, geschweige denn zu den Schulgrammatiken hindurchgedrungen. Wann wird auch für sie die Erlösungsstunde schlagen?

Es erübrigt uns noch zum Schlusse, einer eigentümlichen und befremdenden Erscheinung zu gedenken. Man macht wiederholt die Erfahrung, dass Männer von hervorragender philologischer Bedeutung, Gelehrte unserer Tage, deren Urteil geschätzt wird, ein unüberwindliches Vorurteil teils gegen jede Sprachvergleichung überhaupt teils gegen die neuere Richtung derselben hegen. Aus dem Umstande dass diese Männer oft noch in der antiquarischen Methode herangewachsen und gebildet sind, wird dieser Widerwille nicht erklärlich. Ihre Abneigung gilt auch nicht bloss jener oberflächlichen Art der Linguistik, die aus Lexiken und Grammatiken ihr Material schöpft und über das Verhältnis vieler Sprachen zu einander redet, ohne eine einzige wahrhaft zu verstehen, ohne die Litteratur, ohne den lebendigen Geist einer einzigen zu kennen. Sie richtet sich weniger gegen die Sanskrit-Studien und gegen das Studium der Urzeiten — »das wie orientalischer Mohnsaft wirkt, indem das Arbeiten unter diesen schillernden undeutlichen Gebilden, welche im Dunkel aufleuchten und wieder verschwinden, zu ungeregeltem Kombinieren verführt« (Gust. Freytag, Verlorene Handschrift) — als vielmehr gegen das »überhandnehmende, übermässige, endlose« Lautvergleichen. So kam es, dass selbst ein Moriz Haupt sich in einzelnen Fällen geringschätzig über die vergleichende Sprachwissenschaft aussprach und sich später ablehnender gegen sie verhielt als früher, wo er äusserte (1835): »Zu den bedeutendsten Fortschritten unserer Zeit gehört ohne Zweifel die wissenschaftliche Sprachvergleichung, deren Resultate für die Erkenntnis des Menschengeistes und für die Geschichte von unabsehbarem Werte sind.« Von ihm, der durch seine ganze Art, die Sprache

zu behandeln, bewies, dass er selbst in den Bahnen dieser Wissenschaft wandelte, musste es befremden zu hören, dass ihm später die vergl. Sprachforschung unheimisch war. Schon an Jacob Grimm hatte ihn, wie G. Freytag in seinem Nekrologe erwähnt, in der letzten Zeit dessen Freude an gewagtem Kombinieren und schnellem Denken nicht ohne Grund geärgert. Er tadelte an den heutigen Sprachvergleichern, sie sähen über ihrer Beschäftigung mit der Lautvergleichung nicht alle das hohe Ziel ihrer Wissenschaft. Ch. Belger in seinem verdienstlichen Werke »Moriz Haupt als akademischer Lehrer« glaubt die Ursache dieser späteren Entfremdung Haupt's von der vgl. Sprachw. noch darin zu finden, dass Haupt's Interesse an der Sprache auf den geistigen Gehalt derselben gerichtet war. Daher kam ihm, meinte er, die lautliche Gestaltung erst in zweiter Linie, wenn er auch methodisch die Lautlehre als die Grundlage aller sprachlichen Forschung bezeichnete. Je weniger ihm aber die Sprachvergleichung für die Geschichte des Menschengeistes zu arbeiten schien, desto kühler musste er gegen sie werden. Hatte er doch gerade diese Leistung von ihr erwartet. Der Hauptgrund für Haupt's kühleres Verhalten lag aber nach unserer Ansicht in den Worten ausgedrückt, die er in einer akad. Rede 1848 sprach: hier meinte er, die gegenwärtige Spannung zwischen klassischer Philologie und Sprachvergleichung würde durch vorsichtiges Eingehen der klass. Philologie auf die Ergebnisse der Sprachvergleichung und durch besonnene Strenge der vergl. Forschung allmählich sich lösen. Er vermisste also die besonnene Strenge — vielleicht würde er, wenn er noch lebte, deren Mangel heutigen Tages nicht mehr empfinden.

Wir führten das Beispiel M. Haupt's an um zu zeigen, wie selbst vorurteilsfreie Philologen mancher schwerwiegenden Bedenken gegen das Ueberwuchern des Studiums der Lautphysiologie und der blossen Lautbetrachtung sich nicht erwehren konnten. In gewissem Sinne teilen wir diese Bedenken selbst. Wir deuteten schon oben an, dass wir die Präponderanz des Studiums der sprachlichen For-

menlehre gegenüber der Betrachtung der speciell syntaktischen Sprachformen beklagen, und ebenso scheint uns die Präponderanz des Studiums der Lautphysiologie, der Wortbildungs- und der Flexionslehre über das Betrachten der Bedeutungsentwickelung selbst bei den Junggrammatikern eine nicht normale und gerechtfertigte. Wir wissen zwar, wie eng alle diese Teile unter sich zusammenhängen, so sehr, dass selbst ihre grammatische Sonderung bei dem häufigen Uebergehen des einen in den andern misslich erscheint. Wir glauben auch, dass die psychologische Betrachtungsweise der elementaren Partieen der sprachlichen Veränderungen, wenn sie den inneren Gründen der Objekte nachgeht und in die Arbeit der redeschaffenden Seele sich vertieft, selbst in diesem Laut- und Formengewirr den Geist der Sprache zu erschliessen, ihm geistigen und Bildungswert zu verleihen, mit geistigem Gehalt das Tote zu erfüllen vermag. Sie vermag wohl den toten Formen neues Leben einzuhauchen, wenn sie zeigt, wie sie entstanden, wuchsen und sich voll entwickelten und endlich abstarben und dahinschwanden. Sie belauscht so den Pulsschlag der Sprache, ihre organische Entwickelung, dialektische Verzweigung und Ausbildung. So quillt Leben aus Staub und Trümmern, anscheinend erstarrte Massen werden zu lebensvollen Gebilden, ihr geistiger Zusammenhang wird durchsichtig. Aber, werfen wir ein, sollte dasselbe Mass des Fleisses, der rastlosen Arbeit auf die eigentliche Syntax, sowie auf die Bedeutungslehre gewendet nicht noch viel herrlichere Früchte zeitigen? Allerdings, die Arbeit ist hier schwieriger. Die Gesetze des Denkens sind viel dunkler, viel undurchsichtiger als die Geschichte der einzelnen Laute, Wurzeln und Suffixe. Allein die Vertiefung in die Denkoperationen des sprachschaffenden Geistes, in diese reinen und unverfälschten Offenbarungen seelischen Lebens, die aus den syntaktischen Sprachformen wie aus einem tiefdunklen Schosse dem Forscher sich erschliessen, sollte sie nicht viel höheren geistigen Gewinn erhoffen lassen? Sicherlich! Sind die Denkoperationen, welche z. B. die Alten

beim Ausbau ihrer Sätze offenbaren, eine, wie anerkannt wird, von höchster Begabung zeugende Geistesthat, so muss die Erkenntnis des Wesens derselben, aber auch schon das Forschen nach Erkenntnis die Grammatik den echten Geisteswissenschaften anreihen, sie zu einer königlichen Wissenschaft machen: denn Aehnliches wird durch Aehnliches erkannt, sagt Aristoteles.

So mag denn die Hoffnung gestattet sein, dass die Zeit nicht mehr fern ist, wo auch die Syntax der Sprachen, besonders der klassischen und der deutschen Sprache, nach allen Seiten hin durch das Licht der Psychologie erhellt wird. Wir hoffen dies um so mehr, je kürzer bislang die Zeit war, in der die neueren Forscher arbeiteten. Haben sie erst noch eine Weile in der gewohnten Richtung neue Resultate gewonnen, so wird es ihnen bald um so leichter werden, auf Grund derselben systematisch in die schwierigere Syntax einzudringen. Man lasse sie daher noch gewähren, wenn sie selbst rufen mit Archimedes: Noli turbare circulos meos! Je tiefer der Grund durchsucht wird, auf dem der Bau ruhen soll, je mehr die Fundamente gefestigt werden, desto mehr wird einst das ganze Werk an Wert und Dauer gewinnen. Schliesslich kann man nicht eher das Gebäude mit dem Dache krönen, als bis die unteren Stockwerke fertig sind — und diese Stockwerke des Lehrgebäudes sind jene Elementenlehre in der Grammatik. Diejenigen aber unter den klassischen Philologen, welche den Junggrammatikern ob ihres bisherigen Verfahrens, welches das Wort mehr nach seiner lautlichen körperlichen Erscheinung auffasst, den Vorwurf des Herodikos mit klassischem Humor spottend entgegenrufen: ***μονοσύλλαβοι οἷσι μέμηλε τὸ σφὶν καὶ σφῶιν καὶ τὸ μὶν ἠδὲ τὸ νίν***, mögen nur über dem Splitter in des Bruders Auge den Balken im eigenen Auge nicht vergessen. Wir meinen das Uebermass der Textkritik, in dem die klassische Philologie zeitweise mit Wollust geschwelgt hat, das dem angehenden Musensohne oft ebenso Ueberdruss verursacht hat, wie es verständigen Philologen widerwärtig gewesen ist. Der ungeheure kritische Apparat, der mit peinlichster Akribie aus

einer Unzahl von Handschriften in echt deutscher Gründlichkeit und Sammelwut zusammengetragen und angehäuft wurde, diese pedantische, Papier und Zeit raubende Sammelei, die ganze Bogen oft ohne jede Zwischenbemerkung füllte, verdiente doch in viel höherem Masse Mikrologie und Silbenstecherei genannt zu werden als jene Laut- und Formenvergleichung. Schon mancher junge Philologe, der die Universität bezog in der Hoffnung, hier tiefer in den Geist des Altertums eingeführt zu werden, sah sich arg enttäuscht, wenn ihm ohne rechte Begründung der Notwendigkeit unvermittelt Beschreibungen von Codices und Besprechungen von Konjekturen in schier unendlicher Fülle manchmal zur fast alleinigen geistigen Nahrung dargeboten wurden. Nichts war mehr geeignet, ihm das, im rechten Masse geübt, an sich notwendige kritische Studium zu verleiden oder ihn ganz von der Philologie zurückzuschrecken. Hier hat die klassische Philologie im eigenen Hause Gelegenheit, Schäden zu erkennen und auszubessern. Wenn Scherer einmal über das blosse Lautvergleichen den scharfen Tadel äusserte: »Auf dem Gebiete der Lautlehre herrscht bei den altdeutschen Philologen grosse Rührigkeit, zahllose Beobachtungen werden gemacht, genaue Zusammenstellungen angefertigt. Man kann sich das Bewusstsein, die Wissenschaft gefördert zu haben, nicht wohlfeiler erwerben als durch Arbeiten dieser Art. »Lies mit den Augen des Körpers, die Augen des Geistes seien vom Schlafe umfangen: das ist das einfache Recept, wonach sie zustande kommen« — so hätte er dies schneidige Wort mit gleichem Rechte an jene mechanischen Materialsammler adressieren können, welche die Handschriften excerpieren, alle Varianten ohne Unterschied notieren, sie allenfalls auch noch kollationieren und, mit dieser niederen Kritik sich begnügend, die Wissenschaft bereichert zu haben glauben.



Zweiter Abschnitt

Das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen

---



Erstes Kapitel.

Das psychologische Moment nach Inhalt und Umfang.

Unter psychologischer Betrachtung einer syntaktischen Erscheinung verstehen wir eine Analyse derselben mit Rücksicht auf ihre Entstehung im sprechenden Menschen Die Vornahme dieser Analyse soll zu der Erkenntnis führen, welches die psychischen Bewegungen waren, durch die jene Sprachform ins Leben gerufen wurde oder welche psychischen Bewegungen sich in ihr verleiblichten. Nur wer diese Bewegungen und Vorgänge auf Grundlage der Resultate der Psychologie analysiert und diesen methodischen Gesichtspunkt bei der Erklärung alles Sprach- und Formenwandels massgebend sein lässt, vermag als Grammatiker seinen Stoff mit innerem Leben zu durchdringen. Wir verlangen für die Syntax in gleicher Weise wie für die Formenlehre der Sprachen ein Handinhandgehen echt historischer Forschung mit der psychologischen Betrachtungsweise. Nur durch enge Verknüpfung beider ist volles Verständnis der sprachlichen Erscheinungen möglich. Wer das wahre Wesen der in der Sprache wirksamen Kräfte erforschen und in ihrer Wechselwirkung sie erkennen will, der stösst gar häufig auf anscheinend unlösbare Rätsel, die wenn überhaupt, so nur auf psychologischem Wege sich entwirren lassen. Und dessen muss die streng historische Forschung mehr und mehr sich bewusst werden, dass zwischen ihr und der psychologischen Sprachbetrachtung ein enges Band unerlässlich ist. Die Grammatik ist dann nicht mehr ein dürres System von Regeln und Ausnahmen, nicht mehr eine trockene Datenstatistik, wo eine unverstandene Ausnahme der andern folgt, sie wird vielmehr

ihre Lehrsätze in eine Auflösung psychologischer Probleme verwandeln, bei der man zur Einsicht des niemals ruhenden Triebes menschlicher Sprachbildung gelangt und in die alle Volkssprache fort und fort unbewusst gestaltende Seelenthätigkeit sich hineinlebt.

Zunächst auf die Laut-, Formen- und Bedeutungslehre angewandt, hat diese echt historische Methode bereits eine lohnende und grosse Arbeit bewältigt. Sie ging von der lautlichen, körperlichen Erscheinung des Wortes aus, weil sie in den Lauten das Mittel zum Ausdruck der Gedanken sah, verfolgte die geschichtlichen Wandlungen derselben, die Gesetze ihrer Entwickelung. Hier kam ihr die Physiologie zu Hülfe. Man fand als oberste und wichtigste leitende Norm der Forschung: der historische Lautwandel des formalen Sprachstoffes vollzieht sich nach ausnahmslos wirkenden Gesetzen. Die Wirkung der physiologischen Gesetze wird aber oft durchkreuzt und aufgehoben vom psychologischen Triebe, dessen Wirken darin besteht, dass Sprachformen, im Begriffe gesprochen zu werden, mittels der Ideeenassociation mit ihnen nahe liegenden anderen Sprachformen in unbewusste Verbindung gebracht und von diesen letzteren formal beeinflusst und lautlich umgestaltet werden. Wo also die lautgesetzliche Erklärung nach jenem ersten Grundsatze im Stiche lässt, tritt das psychologische Moment in Kraft, d. h. eine Erklärung der betreffenden Sprachform durch Annahme von Analogiebildung. Beispielsweise sind auf psychologischem Wege so entstanden rauh statt rauch, indem auf das alte rauch, wie diese sog. unflektierte Form ursprünglich lautete, bei wirkender Ideeënassociation die derselben Sippe angehörigen flektierten Formen rauher, rauhe (vgl. hoch, hoher, höher) Einfluss gewannen. So entstand *πολίτου* und *νεανίου*, eine aus der Analogie der 2. Dekl. (*ἀνθρώπου*) übertragene Form, *Σωκράτην* Nbf. zu *Σωκράτη* nach der 1. Dekl.; überhaupt zeigt sich dies in den sog. Metaplasmen, die man mit Recht »Entgleisungen« nennen konnte; ferner *χρυσᾶ* (= *χρυσεα*) nicht *χρυσῆ* eingedrungen nach Analogie aller übrigen Pluralia neutr; so *εὔνου*, *εὔνῳ* st. *εὐνοῦ* cet., *πόλεσι*

st. πολισι. Man unterscheidet hiernach mit Recht stoffliche und formale Ausgleichung. Die stoffliche bei rauh u. a., wo andere Formen desselben Stammes (oder Wortes), die formale bei Σωκράτην u. a., wo die entsprechende Form eines ganz anderen Flexionssystems ihren Einfluss geltend gemacht hat. Zu ersterer Art gehört die Neubildung gediehen, beschieden an Stelle der isolierten Formen bescheiden und gediegen, welche alten Participia durch eine Bedeutungsveränderung zu reinen Adjektiven geworden sind, zu letzterer Kompositionsbildungen durch Ausgleichung verschiedener Deklinationen wie arbeitshaus, trägheitsmoment, regierungsrat und unzählige andere, namentlich bei den Femininen auf — ung, — heit, — keit, bis endlich das s nicht mehr als Genetivendung, sondern als ein Zeichen der Komposition empfunden wurde, so dass man nach Analogie von ratsherr auch z. B. Zusammensetzungen wie geburtstag oder mit allerwelts — bildete.

Diese wenigen aus einer grossen Anzahl der von Osthoff und Paul längst erörterten Beispiele gewählten Formen sollen nur kurz andeuten, wie durch psychische Bewegung Veränderungen des lautlichen Ausdrucks in der Sprache bedingt sind, wie vor allem auf dem Wege der Formassociation neue Formen geschaffen werden. Das Feld für die Thätigkeit der psychischen Faktoren ist hier ein unermesslich grosses; wir verweisen nur auf die Principien der Sprachgeschichte von Paul, der eine Klassifikation der lautlichen Analogiebildungen nach ihren verschiedenen Erscheinungsformen zuerst versucht und in jenem Werke in grossem Massstabe durchgeführt hat. Doch berücksichtigt er fast ausschliesslich Einzelformen, syntaktische Verbindungen nur insoweit, als sie mit der Wortbildung und Flexion in Konnex treten.

Gerade diese Klasse syntaktischer Verbindungen ist allerdings sehr zahlreich, kommt aber für unseren Zweck nur wenig in Betracht. Für uns handelt es sich darum, das neue Princip auf die eigentliche Syntax der Sprachen auszudehnen und zur Erklärung von Satzformen nutzbar

zu machen. Wir wollen hier, um mit Hegel zu reden, die Substanz auf den Process zurückführen und mit dem allein berechtigten Grundsatz einer genetischen Betrachtungsweise einzelne syntaktische Erscheinungen durch alle Stadien ihrer Entwickelung durchdringen. Syntaktische Objekte sind oft ein Produkt dunkler Kräfte oder Faktoren und aus deren Wechselwirkung entsprossen. Welche und was für Kräfte hier thätig gewesen sind, lehrt die Psychologie, indem sie in gleicher Weise wie in der Morphologie und Wortbildung genetisch verfährt, alles auf seinen Ursprung zurückführt und in seine Elemente auflöst. Sie lehrt, die Natur des syntaktischen Objekts ist aus den letzten Gründen aller Sprachwerdung, aus der Natur des redenden Subjekts herzuleiten. Durch die Betrachtung der psychischen Vorgänge, welche beim Reden wirksam sind, gelangt sie zur Klarheit über die Entwickelung der Satzfügung.

Es ist also vor allem auch für die Syntax der Grundsatz der neueren Psychologie festzuhalten, dass jede sprachliche Schöpfung das Werk nur eines Individuums ist, dass diese Schöpfung in der Regel aber absichtslos und unbewusst geschieht, so dass jede zweckvolle Berechnung der schöpferischen Thätigkeit fern liegt. Wie man sich die Mittel einer Sprache aneignen und täglich davon Gebrauch machen kann, ohne je über deren Natur und Einrichtung zu reflektieren, in ähnlicher Weise vollzieht sich die Umgestaltung, die Vermehrung und Verminderung derselben (Paul, Princ. S. 21). Allerdings muss hier streng unterschieden werden zwischen der natürlichen Entwickelung in der Sprache, wie sie in den Mundarten vor sich geht oder in der Volkssprache stattfindet, und der künstlichen in der Schriftsprache, in welcher mehrfach zweckbewusste absichtliche Thätigkeit eine Rolle spielt. Unsere Schriftsprache, die Sprache der Gebildeten, ist wie die verfeinerte Sprache der klassischen Schriftsteller etwas künstlich Anerzogenes und Erlerntes, eine Mischung, die nach einem Recept hergestellt wird, wie gesprochen werden soll, also mehr ein idealer als ein realer Begriff. Es

war daher eine Selbsttäuschung der alten Grammatiker, nur einen so fixierten Usus eines engbegrenzten Kreises als Sprache aufzufassen, um hieraus richtige Anschauungen von der Natur der sprachlichen Vorgänge zu gewinnen. Man vergass, dass dieser künstliche Sprachzustand nicht von Anbeginn bestanden hat. In erster Linie aber sind es die Volksmundarten, die eine freie und ungezwungene Entwickeluug bieten, sodann das reflexionslose Alltagssprechen, die Verkehrs- oder Umgangssprache. Aus diesen hat der Sprachforscher zu allererst zu lernen, weniger aus der Sprache der Oden und Tragödien, welche die verschiedensten Rücksichten zu nehmen hat. Freilich ist ja auch die Schriftsprache nicht etwas völlig Unveränderliches. Nach dem Usus eines bestimmten grösseren Kreises von Schriftstellern oder nach dem Muster einzelner hergestellt, erfährt sie durch den schöpferischen Anteil derer, die sich ihrer bedienen, Veränderungen. Ihre Syntax z. B. wird aber immer in geringerem Grade der Veränderung ausgesetzt sein als die der Umgangssprache. Syntaktische Differenzen werden auch in der Schriftsprache immer erzeugt und verstanden werden. In keiner Zeit ist die Schriftsprache, wie die Sprache überhaupt, ein so fixierter Begriff, noch zeigt sie ein so fertiges Gepräge, dass die gerade vorhandenen Sprachgenossen genötigt wären, an dem von ihren Vorfahren ererbten Sprachschatze sich genügen zu lassen. Vielmehr haben sie ohne Unterlass Neubildungen vorgenommen, wenn auch der Umbildungsprocess überwog. Denn in einer entwickelten Sprache ist die Neuschöpfung auf syntaktischem Gebiete meist in den Hintergrund gedrängt. Man bildet dann gewöhnlich nur Sätze durch Analogie nach dem Muster fertig überlieferter Sätze. Wenn wir auf neue Formationen, die Erzeugnisse der lebendigen Rede weniger aufmerksam sind, so findet dies darin seine Erklärung, dass deren psychologische Bedingungen mit denen früherer Sprachperioden übereinstimmen, so dass das Neue mit früheren, uns geläufigen Bildungen zusammentrifft. (Behaghel, Die Zeitf. der abh. Rede S. 10). Die natürlichen Existenzbedingungen einer

Sprache müssen sich jedenfalls auch in der künstlichen Sprache wiederfinden lassen. Eine künstliche Sprache erwächst doch nur auf Grundlage einer natürlichen. Nur liegen jene Gesetze hier verschleiert. Wer die Natur z. B. eines Apfelbaumes studieren will, wird daher nicht den Spalierbaum, der Borsdorfer Aepfel trägt, zuerst untersuchen. Der Gärtner vermag einen wilden Apfelbaum durch Veredelung so zu verwandeln, dass der Beobachter beim ersten Blick Bäume verschiedener Art vor sich zu haben glaubt. Für das Auge des Kenners liegt die Uebereinstimmung zutage: in dem unter Vermittelung menschlichen Witzes zustande gekommenen Kunstprodukt bleiben immer noch dieselben Naturkräfte thätig und zwängen die Zellen aneinander; der Urtypus bleibt in Zweigen und Blättern deshalb doch für den Forscher erkennbar. So wenig hier durch Veredelung und Züchtung die Wirksamkeit derjenigen Faktoren aufgehoben wird, welche die natürliche Entwickelung bestimmen, so wenig geschieht dies auf sprachlichem Gebiete. Daraus folgt, durch Vergleichung der künstlich veredelten Schriftsprache mit der Volkssprache lässt sich immerhin ein Einblick in das Walten der psychischen Faktoren, welche beim Reden wirksam sind, gewinnen, nur darf man auf die Schriftsprache sich nicht beschränken oder sie als vom redenden Menschen, dem Schöpfer und Träger aller Entwickelung, losgelöst betrachten. Wir können also auch nicht behaupten, dass zur Zeit der grössten logischen Entwickelung einer Sprache, wo das reflektierende Denken sie beherrscht, die auf unmittelbarem Gefühl, die auf unmittelbarer That der Seele beruhenden Sprachveränderungen zurückgedrängt werden. Ganz natürliche, primitive Sprachbildungen, einfache, primäre Ausdrucksweisen verschwinden niemals ganz; ja, die späteren Perioden einer übersehbaren Sprache nehmen jene, häufig sehr bequemen, Redeweisen mit Vorliebe wieder auf, z. B. die Form der Koordination statt der sonst gebräuchlichen Subordination. Man darf eben niemals vergessen, dass alle Neuerungen, auch syntaktischer Natur, von einzelnen Menschen ausgehen, in deren Seele

dieselben Vorgänge sich vollziehen, welche in der Seele ihrer Altvordern beim Sprechen stattfanden; die psychischen Bewegungen, deren Abbilder die neuen Ausdrucksweisen sind, sind eben in allen redenden Menschen dieselben.

Ist also in der Schriftsprache das Gebiet des Unbewussten ein beschränktes, so ist es in der Volksrede ein um so grösseres. Sprachbewusstsein und Sprachgefühl besitzt zwar der Gebildete unserer Tage, aber bei den Völkern hat beides wohl niemals bestanden (Behaghel S. 7). Nicht mit bewusster Wahl hat sich die Sprache zu höherer Stufe emporgearbeitet, so dass schliesslich auf der höchsten Stufe das in ihr zur Herrschaft gekommene logische Element, die Reflexion, Gemeingut des ganzen Volkes geworden und allen gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Dies beweist am besten der der schöpferischen Thätigkeit entgegengesetzte Process im Sprachleben, der negative der Zerstörung, welche unbewusst geschieht. Wie unzählige Formzerstörungen, die historisch stattgefunden haben, solchen Sprachstoff betroffen haben, der uns reflektierenden Grammatikern als etwas Wesentliches zum Zwecke des Bedeutungsausdruckes erscheint: so haben auf verbalem Gebiete infolge dessen Tempus- und Modusunterschiede sich verwischt und das Aufhören der syntaktischen Gebrauchsdifferenzierung ist mindestens ebenso oft erst eine Folge des formalen Zerfalls. Derartige Zerstörungen würden sicher unterblieben sein, wenn die sprechenden Individuen beim Sprechen eine ebensolche reflektierende Stellung wie wir analysierenden Grammatiker zu den von ihnen gebrauchten Sprachformen einnähmen (Osthoff).

Noch mehr beweist die Betrachtung der Bedeutungsentwickelung und Differenzierung die Herrschaft des Unbewussten in der Sprache. Der Zufall, die Absichtslosigkeit liegt hier deutlich zutage, und gerade der Mangel durchgehender logischer Principien ist hier charakteristisch. Ein kurzes Eingehen auf diesen Punkt mag hier an der Stelle sein. Wie die physiologische Betrachtung der Sprache sich zunächst an das sinnliche Element, den Laut,

hielt und seinen Wandel leiblich-mechanischer Art erklärte, wie sie indes erst in Verbindung mit psychologischer Betrachtung genügenden Aufschluss über allen Laut- und Formenwandel geben konnte, so lehrt eine psychologische Betrachtung uns auf die sinnlichen Elemente zurückzugehen, aus denen eine syntaktische Erscheinung ursprünglich hervorgegangen. Einfache sinnliche Anschauungen gaben den ersten Impuls zur Form des Gedankenausdruckes; eine entwickeltere Zeit trug abstraktere Auffassungen hinein. Ich will nur an eine in allen Sprachen, die eine Geschichte haben, gleichmässig auftretende Thatsache erinnern. Ein gemeinsamer Zug in der Entwickelung aller Sprachen ist das Erblassen des Sinnlichen, Konkreten und der Uebergang ins Abstrakte, Konventionelle. Die primitiven Anschauungsformen waren bilderreich, die Sprache reich an metaphorischen Redewendungen; später ging das sinnliche Element, das sich im Bilde spiegelte, verloren oder schwand wenigstens aus dem Sprachbewusstsein. Wenn z. B. Cic. ad. Quint. Fratr. I, 3, 1 schreibt: a te mihi omnia semper honesta et iucunda ceciderunt oder Fam. V, 19, 1 cum aliter res cecidisset, oder wenn er die Verbindung: quorsum cadere, melius cadere u. a. gebraucht, wenn wir sagen: »es fällt besser aus«: — so sprechen wir ohne Bewusstsein der zu Grunde liegenden Metapher (vom Fallen der Lose, des Würfels) und denken wie Cicero nur an ein blosses Sichereignen. So wimmelt die ganze Sprache von Gleichnissen, die als solche uns nicht mehr bewusst sind, so dass das Wort, im späteren Sprachgebrauch seines sinnlichen Elements entkleidet, nur noch als konventionelle Münze gilt. Ja, das Konventionelle, der Sprachgebrauch überwiegt und verdrängt sogar oft die Etymologie. Ein eklatantes Beispiel ist das lat. Wort stamen, ursprünglich wie bekannt der Aufzug am aufrechtstehenden Webstuhl, gr. στήμων. Unzählige Stellen giebt es aber, wo stamen vom Spinnen gebraucht wird, so namentlich von den Fäden der Parzen, die bekanntlich spinnen, nicht weben (Tib. Prop. Ovid.) So ist in tausend Fällen die ursprüngliche sinnliche Bedeutung eines Wortes von seiner Verwen-

dung in der Sprache himmelweit verschieden, ein Punkt, den die Lexikographie selbst unserer Tage noch nicht genug berücksichtigt. Eine andere Art, wie ursprüngliche sinnliche Elemente zurücktreten und sich verflüchtigen, zeigt z. B. das Wort recta = geradeswegs: syntaktische Isolierung war es anfangs, wodurch eine solche Casusform, die auch mit einer Präposition verbunden sein kann, zum Adv. wird, so dass das Bewusstsein einer Ellipse hier nicht mehr vorhanden ist. Solche erstarrten Reste alter Konstruktionsweisen, die einmal in der Vorzeit volles Leben hatten, sind namentlich im Deutschen in Masse vorhanden. So sind ganze Sätze und Satzglieder formelhaft, konventionell geworden wie z. B. zahlreiche Verbindungen mit h a n d (auf, an, bei, unter, von, vor (zur) der hand — weder hand noch fuss haben, handhaben u. a.) An solchen Erscheinungen ist in allen Sprachen Ueberfluss. So wusste das Sprachgefühl der Griechen und Römer nichts mehr von einem früher im Bewusstsein lebendig gewesenen konkreten Subjekt in den Impersonalien. Man sagt also z. B. (θεὺς) ὕει = er, der Gott regnet, nicht »es« regnet, oder wenn dieser Begriff verdunkelt ist, so ist doch mindestens der nominale zu ergänzen, der sich aus dem Verbum ergiebt, also, wenn nicht Zeus, so doch (ὑέτος) ὕει. So lux (dies) lucet. Auch der Gebrauch des deutschen »es« in Verbindungen wie e z r û m e n (loco cedere), e z s c h e i d e n, e z b r i n g e n, e s a u s h a l t e n, e s t r e i b e n, e s d a h i n b r i n g e n (vgl. darüber Grimm Gramm. IV. S. 333) verleugnet seinen Ursprung aus sinnlichen Verrichtungen nicht. Bis zu diesem weitverbreiteten abstrakten deutschen »es«, welches in der späteren Abstraktion bedeutungsleer geworden ist, haben es die Griechen und Römer niemals gebracht. Oder bei dem Verblassen der sinnlichen Bilder schleift sich bei ursprünglich zweiseitigen Begriffen im Laufe der Zeit oft ein Begriff ab, einzelne Züge werden in unberechenbarer Weise selbständig, so dass eine Seite des Begriffes ganz schwindet. So sagt man ursprünglich in bestimmter Anschauung iram placare, so dass ein Groll oder eine Verstimmung

vorliegt, welche begütigt oder beschwichtigt werden sollen. Doch dies ist nicht die einzige Bedeutung von placare; es heisst ohne weiteren Hintergrund »sich jemand versöhnlich oder geneigt stimmen.« Oder endlich die Sprache geht gar so weit, dass mit völliger Aufgabe der ursprünglich konkreten Bedeutung eines Begriffes das spätere Accessorische, die Folge, als das Bedeutsamste aufgefasst fast ausschliesslich zur Geltung kommt, wie dies das Wort reddere zeigt. Die neue Bedeutung kann dann wiederum einem ähnlichen Wandel unterliegen. So ist die Sprache ein Lebendiges, ein Gewordenes, die Summe vielfältiger Processe, die in den einzeln Worten sich spiegeln. So lässt sich die Genesis der Casus-Strukturen auf räumliche Anschauungen, die Grundformen der verbalen und modalen Syntax, die Partikel-Strukturen auf das Walten psychischer Vorgänge, des psychologischen Moments zurückführen. Kurz, alle diese Beispiele sollen nur zeigen, dass bei der Bildung des sprachlichen Ausdrucks anfangs primäre Anschauungen schöpferisch wirken, woraus sich weiterhin der Schluss ziehen lässt, dass das Bereich der sinnlichen Thätigkeit des Geistes die Geburtsstätte der Strukturen innerhalb des Satzes gewesen ist. Man sage nicht: es sind dies alles längst bekannte Sachen. Gewusst sind sie wohl als Fakta, aber ihr Wesen richtig erkannt und namentlich den positiven Wert der Isolierung begriffen und nach allen Seiten hin gewürdigt zu haben, dies verdanken wir nur den neuesten sprachwissenschaftlichen Untersuchungen.

Es ist also durchaus erforderlich, dass jeder wissenschaftliche Sprachforscher, speciell der Syntaktiker vor allem sein Augenmerk auf die reflexionslose und unbewusste sprachschöpferische Thätigkeit richtet, die naturgemäss nicht an die durch Reflexion und a posteriori gewonnenen Grammatikerregeln gebunden ist. Aber auch der Grammatiker und Kritiker, der Exeget, welcher sich nicht mit historischer Sprachforschung beschäftigt, sondern die Sprache eines Schriftstellers irgend einer Zeit prüft, darf nicht mit Allgemeinbegriffen an die Sprache herantreten und mit logischen Schablonen sie meistern wollen.

Keinen mehr Unheil stiftenden Irrtum hat es in sprachlichen Dingen gegeben als die frühere Auffassung: die Logik, das Einhalten strenger Logik müsse die Norm für die Beurteilung sein, ob dies oder jenes in der Sprache eines Schriftstellers angemessen oder richtig sei. Schon M. Haupt verlangte mit Nachdruck, man solle einen Schriftsteller nicht logisch meistern, sondern psychologisch verstehen. Man müsse sich davor hüten, von seinem individuellen, durch allgemeine Ursachen der ganzen Zeitbildung und besonders seiner eigenen Bildung bedingten Standpunkte ohne Bedenken zu urteilen. Man muss vielmehr stets sich vergegenwärtigen, dass genau diese beiden Bedingungen jedes Erzeugnis geistiger Thätigkeit hervorgebracht und beschränkt haben. Unser eigenes Sprechen folgt nicht der geraden, von der strengen Logik vorgeschriebenen Richtung: dasselbe müssen wir bei den Alten, müssen wir bei den Klassikern voraussetzen. Die Sprache giebt jedem, der sie beherrscht, das unveräusserliche Recht, sie schöpferisch fortzubilden; sie verstattet dem Schriftsteller die freieste Bewegung für seine Individualität. Nicht einmal die hochgebildetsten Schriftsteller einer Nation, nicht einmal die der Griechen und der Deutschen, des »Volkes der Denker«, folgten in dem, was sie mündlich und schriftlich formten, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nur den Gesetzen der starren Logik. Auch sie waren Menschen, unter den Bann des Terentianischen »Homo sum« gethan. Darum dürfen auch die Sprachreiniger nicht ausser Acht lassen, dass sie es mit einem veränderlichen Gegenstande zu thun haben und ihr eigener Standpunkt nur ein beziehungsweis richtiger ist. Was vom Standpunkte des schematisierenden und die Sprachbildungen nach logischen Kategorieen abwägenden Grammatikers als »Verirrung der Sprache«, als »falsche Analogiebildung« oder geradezu als »Sprachfehler« perhorresciert wird, was der Purist in übertriebenem Rigorismus ausmerzen möchte, weil er für den lebendigen Fluss sprachlicher Entwickelung keinen Sinn hat, weil er glaubt, die Entwickelungsstufe, auf der er die Sprache fand, die Vollendung und der

Standpunkt, von welchem er dieselbe anschaut, sei der endgültige und allein massgebende: das erweist sich durch die historische Sprachwissenschaft oft als das ursprünglich allein Berechtigte und belehrt den Sprachmeister, wenn er Vernunft annehmen will, sehr bald eines besseren. Ist er als grammatischer Heisssporn nicht jedes historischen Sinnes bar, so wird er einsehen lernen, dass eine nicht geringe Zahl unserer jetzt schriftgemässen Sprachformen oder echt klassischer Konstruktionen früherer Sprachen anfänglich auch nichts anderes waren als ebensolche Sprachfehler und Verirrungen des ausgleichenden psychologischen Triebes, unbewusstes, nicht reflektierendes, oder volkstümliches Sprachschöpfen, bis diese der alles heiligende Usus Tyrannus auf eine höhere Rangstufe des Daseins erhob. Speciell in der deutschen Wort- und Satzfügung unserer Zeit sind die ungelösten Schwierigkeiten und Fragen, die Schwankungen und Verwirrungen geradezu Legion. Wir haben noch keine deutsche Syntax, die einen durchgreifenden Einfluss auf die sprachliche Praxis gewonnen hätte. Ein einzelner, und hätte er die Autorität der Pariser Akademie, könnte sich niemals zum Gesetzgeber aufwerfen und allgemein gültige Normen aufstellen, da die Sprache noch immer in flutendem Werden begriffen ist und der rollende Strom aller Korrektionen spottet. Alle Versuche, ihn in ein geregeltes Bett zu zwängen, sind bis jetzt jämmerlich gescheitert. An der Bildsamkeit der Sprache, an dem üppigen Wachstum des grünen Lebensbaumes wird alle Theorie zu schanden; man weiss sehr oft nicht genau zu unterscheiden, ob dieser oder jener Zweig trotz seines Alters noch als existenzberechtigt zu dulden, oder ob er als völlig veraltet und abgestorben zu entfernen ist. Selbst unsere besten Dichter der klassischen Periode sind nicht frei von allerlei Schwankungen und volkstümlichen Verstössen gegen die Logik, geniessen daher auch keine unbedingte Autorität. So schrieben und dichteten auch die klassischen Autoren der Alten aus der Sitte des überkommenen Sprachgebrauchs, aber auch aus der Unmittelbarkeit ihres Sprachgefühls heraus, sie folgten dem Lebenstrieb

der Sprache, der wie alles Leben seine Wurzel im Unbewussten hat.

Wie alles Sprechen, so betrachten wir auch jede syntaktische Erscheinung als das Resultat eines psychologischen Processes, sehen die Sprache an und für sich weder als logisch noch als unlogisch an, suchen durch eine genetische Methode zunächst stets dadurch über eine Spracherscheinung klar zu werden, dass wir fragen: Wie ist sie überhaupt möglich geworden? So werden wir am besten davor bewahrt, vom logisch-grammatischen Standpunkte aus in die Sprache hineinzuinterpretieren, was in ihr gar nicht darinliegt. Gemäss diesem Grundsatze verfahren wir bei der Erklärung überhaupt aller syntaktischen Redeweisen, die richtig verstanden werden sollen, vorzüglich also auch bei den überall auftauchenden Neubildungen, indem wir nach vorher erfolgter Feststellung, dass eine Sprachform eine Analogiebildung sein muss, immerfort fragen, nach welchem Muster oder nach welchen Mustern hat sich die Associationsbildung vollzogen. Wir werden dann finden, dass in syntaktischen Verhältnissen nicht bloss einzelne Wörter, sondern ganze Sätze[1]) sich unmittelbar mit dem Gedankeninhalt, der in sie gelegt ist, dass sich in Form oder Funktion gleiche Satzformen wie die verschiedenen Casus, Tempora, Modi unter sich associieren, dass die verschiedenen Gebrauchsweisen, in denen man ein Wort, eine Redensart kennen gelernt hat, unter einander sich associieren. Alle diese Associationen können ohne Bewusstsein zustande kommen und sich wirksam erweisen. Lässt sich mit Zuhülfenahme der Betrachtung der psychischen Vorgänge, die der Neuerung zu Grunde liegen, durch ein Eindringen in die Vorgänge der Seele des Redenden Klarheit über eine syntaktische Form gewinnen oder die Abweichung verstehen, eine Entgleisung richtig begreifen; so reden wir von psychologischer Erklärung.

Es giebt nun eine Menge syntaktischer Probleme, bei

---

[1]) Beispiele solcher Sätze s. im II. Kap. VIII a: amat? sapit = si amat, sapit.

deren Beurteilung von der abstrakten Logik völlig abgesehen werden muss. Wir wollen zunächst einige umfangreichere Gruppen herausheben, um dadurch zu veranschaulichen, welchen Umfang die psychologische Analyse hat.

I. Man könnte zunächst versucht sein zu behaupten, dass jede Sprache ihre besondere Dialektik hat. Denn bei der Bildung der Sprachformen und insbesondere des Satzbaues hat nicht bloss der sondernde, unterscheidende Verstand, sondern auch der Affekt, die erregte Empfindung und der auf den Eindruck gerichtete Trieb mitgewirkt. Man ist gewöhnt, in solchen Fällen besonders in leidenschaftlich erregter Rede von dem »Rhetorischen« der Rede zu sprechen. Aber der rhetorische Charakter selbst kann niemals der Grund einer Abweichung von der gewöhnlichen Logik sein. Denn da die Rede die psychischen Bewegungen der Gedanken möglichst getreu wiederzugeben bestrebt ist, so liegt die Erklärung dafür auf psychologischem Gebiete und das sog. Rhetorische ist nur eine Konsequenz des zugrunde liegenden psychologischen Moments. Nur unter dieser Voraussetzung darf man von einem rhetorischen Triebe der Sprache reden. Wir müssen stets von der Grundanschauung ausgehen, dass in der Sprache, Umgangs- wie Litteratursprache, Bedürfnis und Mittel zur Befriedigung sich immer in das gehörige Verhältnis zu einander zu setzen suchen. Ist das Bedürfnis in weiterem Sinne mit der ganzen Summe des geistigen Interesses des Sprechenden identisch, so werden auch die Kunstmittel aller Art, die überhaupt ihm zu Gebote stehen, von selbst sich einfinden, ohne dass er mit bewusster Wahl zu ihnen greift. Wenn Bernhardy getreu seinem rhetorisch-aesthetischen Princip, welches er für die Ausbildung der griechischen Syntax aufstellt, die sog. *σχήματα* (*λέξεως καὶ διανοίας*) als ein Produkt berechnender rhetorischer Kunst zwar für irregulär, nicht aber für irrational ansieht, so wird zwar zuzugeben sein, dass Autoren wie Xenophon und Thukydides mit einer gewissen Absicht verfuhren, aber man darf doch niemals vergessen, dass sie jene Redeformen nicht erzeugt, sondern bereits durch den Volksgeist

Geschaffenes weiter ausgebildet haben. Hier waltete ursprünglich und seinerzeit kein Bewusstsein, keine Reflexion als schöpferische Kraft, sondern unmittelbares Gefühl, intuitives Denken, welches unmittelbar die Gesetze seines eigensten Wesens zum Ausdruck bringt.

Unter denselben Gesichtspunkt der Betrachtung fällt das grosse Heer der sog. Pleonasmen in der Sprache wie der sog. Ellipsen, positiver und negativer Vorgänge, die sich verhalten wie die verschiedenen Pole eines Elektromagneten. Sie lassen sich auf einen einheitlichen Ursprung in der Seele des Redenden zurückführen. Die Sprache an sich hat weder eine Vorliebe für den Ueberfluss, wie er in Pleonasmen, noch für den Mangel, wie er in den Ellipsen zutage tritt. Man muss auch bei dem Entstehen dieser Formen jede bewusste Absicht ausschliessen. In allen in ihrem Bereich auftretenden unzähligen Species und Variationen ist ein Mangel logischer Principien überall bemerkbar. Die Pleonasmen verdanken in den meisten Fällen ihr Dasein dem Bedürfnis, demselben Bedürfnis, welches den Ueberfluss der Sprache mittels Differenzierung verwertet, die Ellipsen in gleicher Weise dem Bedürfnis, Ueberflüssiges über Bord zu werfen: hier eine negative Entlastung, dort eine positive Nutzbarmachung. In beiden Fällen ist der Vorgang kein absichtlicher. Wir verstehen unter Pleonasmen hier alle diejenigen Redeweisen, die an Stelle eines einfachen Ausdrucks einen zweifachen, doppelten wählen, ohne dass durch diese Verdoppelung der logische Inhalt auch nur im geringsten verändert wird. Es gehören hierzu nicht nur die Epanalepsis und die Epanaphora u. a., sondern auch das Polysyndeton, die sog. Figura **ἐκ παραλλήλου**, die Parallelisierungen vermittels der korrespondierenden kopulativen und disjunktiven Partikeln, ferner die echt volkstümlichen Verdoppelungen derselben oder sinnverwandter Wörter wie die Verstärkung der Negation durch Häufung der Verneinungswörter und die Verstärkung der Position durch Negation, welche letzteren Redeformen wir weiter unten in einem besonderen Kapitel betrachten werden. Alle diese Pleonasmen, deren Klassifikation mit

diesen Angaben keineswegs erschöpft sein soll, sind echt volkstümliche Sprachschöpfungen, aus der Unmittelbarkeit des erregten Gefühls geboren, nicht etwa Erfindungen der Rhetoren und Schriftsteller, deren Zwecken sie später dienen. Wenn in ihnen gemeinhin das Geheimnis der am meisten bewunderten rhetorischen Kunst liegt, so beweist das nur, dass die vollendete Kunst am meisten der Natur folgt. Jeder kennt den eigentümlichen Zauber, der in der einfach-natürlichen, ungekünstelten Sprache des Volksliedes ruht, und gerade die Volkslieder aller Nationen, ich erinnere nur an die deutschen und slavischen, besonders an die littauischen und serbischen, kennen nichts Häufigeres als den Gebrauch der Epanalepsis; in ihnen kommt das Wiederholen und Wiederaufnehmen unendlich vor, nicht minder in der Sprache der Volksepen, wie Il. β 671, 837, 849, 870, ζ 396, η 137, σ 398, υ 371, χ 128, ψ 642 u. ö. Dass solche Häufungen und Wiederholungen etwas Volksmässiges sind, ist also einleuchtend, die Vulgärsprache hat sie in den verschiedensten Formen. Eine blosse Iteration derselben Begriffe wird in den meisten Fällen eine Verstärkung der Rede enthalten, derselben eine grössere Energie verleihen. Der gemeine Mann, der etwas erzählen oder beschreiben, loben oder tadeln, versichern oder leugnen, rufen oder befehlen, schelten oder schmeicheln will, möchte das in eindringlichster Weise thun und bedient sich dazu der verschiedensten Mittel. Die grössere oder geringere Erregung des Gefühls spiegelt sich in der Energie seiner Worte. So ist die plautinische Sprache voll von Häufungen derselben oder synonymer Ausdrücke, Wiederholungen der Pronomina, Adverbia, ganzer Sätze. Was zweimal geschieht oder gesagt wird, fällt mit grösserem Gewicht auf das Gemüt des Hörenden, weil die grössere Gemütserregung des Sprechenden ihren Reflex auf den Hörer ausübt, und die Worte sind doch nur die Träger und Vermittler der Empfindungen von Seele zu Seele. Dass in solcher Gemination grössere Deutlichkeit mit grösserer Stärke sich paart, erkannte schon Joseph der Traumdeuter, wenn er nach 1. Mos. 41, 32 sagt: Dass aber dem Pharao

zum andernmal geträumt hat, bedeutet, dass solches Gott gewisslich und eilend thun wird. So haben z. B. iam iam = bald, bald, modo modo = eben jetzt und andere Parallelstellungen, die schon in der älteren Latinität gebräuchlich sind, wie et-et, que-que, simul-simul, neque-neque, griech. καὶ-καὶ, τὲ-τὲ, τὲ-καὶ, ἅμα-ἅμα u. a. polysyndetische Koordinationen keinen logischen, sondern nur einen psychologischen Grund; dies bestätigt eben die spätere Verwendung dieser Verbindungsweise zu rhetorischen Zwecken. In der Seele des Redenden hat offenbar zuvor eine manchmal unbewusste Vergleichung der Satzglieder oder eine Erwägung ihres gegenseitigen Verhältnisses stattgefunden; dass jener Vergleich ursprünglich im Unbewussten vor sich ging, beweist eben der Umstand, dass der Volkssprache wie der plautinischen die Verwendung dieser Wiederholung zu rhetorischen Zwecken ganz fremd ist. Solche einfachen Verstärkungen in, man möchte sagen, kindlicher Weise sind aus der lateinischen auch in die romanischen Sprachen eingedrungen, namentlich in die italienische in schriftmässiger Weise. Aus der einfachen Verstärkung bildet sich aber leicht eine Progression heraus, wie sie in etiam atque etiam (nochmals und nochmals, fort und fort), longe longeque (weithin und noch weit darüber hinaus), in magis magisque und auch in iam iam demgemäss später auftritt. Dass noch eine dritte Art von Verdoppelungen im Lateinischen existiert, die Verdoppelung ursprünglich interrogativer dann auch relativer Wörter wie quaqua, ubiubi, undeunde, welche zur Verallgemeinerung eines Begriffs dient, ist bekannt.

Aehnlichen psychologischen Ursprungs wie die Pleonasmen, sagten wir, seien auch die vielfachen Arten der Ellipsen, d. h. der Kürzung der Rede. Es kann natürlich nur das wirklich Entbehrliche fehlen, und es ist die erste Bedingung der Ellipse, dass das zu Ergänzende unzweideutig und mit Notwendigkeit sich herausstellt. Der Sprechende hat gar nicht das Bewusstsein, dass seinen Worten etwas mangelt, auch der Hörer nicht, nur der grübelnde Grammatiker, für den die Sprache eine tote ist,

empfindet, dass etwas ausgelassen worden ist. Er, der über die Sprache mit Musse nachdenken kann und Zeit hat, das Gesprochene, Geschriebene zu zergliedern, merkt alles und lässt sich nichts entgehen. Gerade hier findet man eine Erfahrung bestätigt, die wir schon früher (Progr. S. 7) betonten, welche auch von Bréal bei anderer Gelegenheit gemacht und von Paul in einen für die gesamte Sprache wichtigen Satz gefasst ist, den wir hier in modificierter Form verwenden können. Die Worte und Sätze nämlich sind niemals adaequater Ausdruck der Vorstellungen, sondern diese Vorstellungen sind stets bestimmter, umfassender oder reicher, sie enthalten immer noch etwas was nicht ausgedrückt ist, ein Plus. Dergleichen Hinzugedachtes kann nichtsdestoweniger vom Hörer mitverstanden werden; er versteht das innere Sprechen, d. i. das Denken des Redenden. Auch die Schrift hält ein abgekürztes Verfahren gegen mündliche Rede wie diese gegen das Denken ein. Schon die Schnelligkeit, mit der alle diese Vorgänge sich vollziehen, schliesst die Möglichkeit aus, dass ihre einzelnen Momente zum klaren Bewusstsein gelangen. Wenn nun z. B. ein Komplex von Ideeen in der Seele des Redenden wogt, wird ein Glied desselben, eine Idee, häufig aus der inneren Verbindung mit den übrigen herausgerissen, sobald sie bei der Schnelligkeit des Gedankenganges übermächtig geworden, und gelangt in einer an und für sich so wenig klaren Form zum Ausdruck, dass wir erst nach jenem inneren Zusammenhange und den vorausgegangenen verborgenen Ideeen forschen müssen. Somit wird auch hier die anscheinend lückenhafte Form des Ausdrucks von der strengen Logik abweichen. So überholt der kühne Flug der Gedanken die Rede und eilt ihm oft weit voraus. Durch Ergänzung müssen wir zwischen den einzelnen Elementen eine Brücke schlagen, um die unterbrochene notwendige Verbindung wieder herzustellen. Der psychologische Erklärungsgrund ist also hier in der Schnelligkeit der Rede zu suchen, die den eine Form bedingenden Gedanken oft nur kurz durch einzelnes Wort, oft gar nicht andeutet. Hiermit berühren wir eine psychologisch

zu erklärende Kürze des Ausdrucks, die Brachylogie, welche in allen Sprachen ein weites Gebiet einnimmt. Wir werden weiter unten auf ähnliche Formen zurückkommen. — Ganz analoger Art ist die sog. Figura ἀπὸ κοινοῦ, über welche schon Joh. Matth. Gessner, jetzt fast vergessen, ein richtiges Urteil gehabt hat, was manchen unrichtigen Auffassungen der Neuzeit gegenüber bemerkt zu werden verdient. Die Rede hält hier mit der beflügelten Eile, mit welcher die Anschauungen in der Seele sich vorwärts bewegen und drängen, nicht gleichen Schritt. Eine gewisse Verwandtschaft dieser Form mit der Attraktion ist unverkennbar. Hier haben wir eine Zusammenziehung, in der Attraktion eine Anziehung zweier Glieder. Auf die verschiedenen Erscheinungsformen können wir hier nicht eingehen, ebensowenig auf die hiermit im Zusammenhang stehenden grammatischen Species des Hyperbaton und des Zeugma. Diese Kategorieen, die sich wie manche bereits berührten Redeformen unmöglich scharf abgrenzen lassen, dienen als ein Notbehelf vielen Erklärern, die ihrer Pflicht, eine Sache zu ergründen, dadurch überhoben zu sein glauben, dass sie einen Namen für die Sache finden, und werden somit von denen mit Vorliebe aufgestellt, welche alles in Terminologie und grammatischen Schematismus aufgehen lassen. Wir wollen dieser Terminologie an sich nicht den Krieg erklären; man wird sie ja brauchen können, um sich über gewisse Erscheinungen kurz und präcis auszudrücken; nur wird es immer besser sein, wenn der Erklärer sprachlicher Vorgänge den Schüler in die Werkstatt der Sprache, in die psychologischen Vorgänge, deren Ausdruck die sprachliche Form ist, einführt, als wenn er nach dem Satze »Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein« mit einer Phrase, welche oft wenig anschaulich oder ganz nichtssagend ist, sich begnügt. Der technische Ausdruck Hyperbaton wenigstens verdient keine Schonung, sondern Tilgung. Er bezeichnet nichts, erklärt nichts und ist aus einer falschen Anschauung entsprossen. Man sagt auch hier gern, der Grund der veränderten Wortstellung sei ein rhetorischer; man verwechselt aber Ursache und Folge. Eine rhetorische Berech-

tigung einer Struktur ist undenkbar; höchstens hat die Wortfügung für Hörer und Leser rhetorischen Effekt, vor allem für Hörer, und man vergesse nicht, dass die alten Schriftsteller vorzugsweise für ein Hörerpublikum schrieben. Auch die Wortstellung ist ein getreues Abbild psychischer, dem Reden vorausgehender Bewegungen, welche oft unwillkürlich wirkten, so dass die Seele durch den rhetorischen Effekt nicht im voraus beeinflusst wurde. In den meisten Sprachen ist die Ordnung der Satzteile nicht durch die Regeln der Logik, sondern durch die Zufälligkeiten der Ideeen-Association bestimmt. Dass die Logik hier ein Wort mitrede, konnte man nur so lange glauben, als die feste Meinung bestand, der Satz sei die äussere Form des logischen Urteils. Höchstens mag man also zugeben, dass praktische Gründe in vielen Fällen entscheidend waren. Wir stimmen Delbrück bei, der zwischen traditioneller und occasioneller Wortstellung unterscheidet (Synt. Forsch. IV. S. 148). Tradition war es im Sanskrit und Latein, das Verbum ans Ende des Satzes zu stellen. Man bildet Sätze nach dem Muster eines gewissen Satztypus, der als Abbild der gehörten Sätze unserer Seele vorschwebt, z. B. Scipio Carthaginem delevit. Sagt der Römer aber: delevit Carthaginem Scipio, so sind die Motive dieser occasionellen Wortstellung zu ermitteln, und nach Delbrück wird meist das stärker Betonte an die Spitze des Satzes treten. Im Griechischen herrscht mehr subjektive Willkür des einzelnen Schriftstellers; man muss das Suchen nach Motiven hier oft aufgeben und kommt nicht weiter, als dass man die Stellung der Satzteile für Geschmackssache des Einzelnen zu halten genötigt wird. Gewisse verschiedenen Sprachen gemeinsame Stellungen aber — dies möchten wir zur Ergänzung der Einteilung Delbrück's doch hinzufügen — sind vom psychologischen Standpunkte aus leicht zu beurteilen. So sind z. B. Stellungen wie die antithetische Assonanz weder durch Tradition zu erklären noch als occasionelle und Geschmackssache aufzufassen. Denn da die Gegensätze von selbst schärfer und stärker auf die Seele des Redenden wirkten und

nachdrücklicher auffielen, so wurden sie gleichsam durch Attraktion gegenüber oder neben einander gerückt und diese praktische Anordnung bewirkte in weiterer Folge, dass auch auf die Seele des Hörers dieselbe Empfindung überging. Nicht rhetorische Regel, vielmehr natürliche Eigenheit der menschlichen Seele liegt zugrunde. Ist aber das Hyperbaton, wie die gewöhnliche Definition der Grammatiker es haben will, jede auffallende Aenderung der logischen Wortfolge und fassen wir diesen Begriff nicht allzu eng und ängstlich, so kommen wir schliesslich dahin, dass die ganze Sprache aus Hyperbaten besteht; wenigstens würde die deutsche Sprache, in deren Wortstellung trotz einschränkender Regeln eine unglaubliche Willkür herrscht, diesem Vorwurfe nicht entgehen, während die romanischen Sprachen, nicht der lateinischen folgend, solche Permutationen weniger erlauben. Es ist hier interessant, das Nibelungenlied und Luther bereits auf den Pfaden der späteren französischen Wortstellung wandeln zu sehen. Z. B. 1. Mos. 3, 17: Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes und gegessen von dem Baum — verflucht sei der Acker f. So neigt sich auch unsere jetzige Sprache mehr und mehr der bequemen französischen Wortfolge zu; sogar was in jenen alten Schriftdenkmälern den Charakter des Naiven oder des Feierlichen trug, wird jetzt in prosaischer Schrift und Rede gleichsam profaniert.

Wenn wir nach dieser notwendigen Abschweifung noch einmal zu der Ellipse zurückkehren, so sei es bloss um zu konstatieren, dass auch das Gegenbild des Polysyndeton, das Asyndeton, wie dies eben seine Verwendung zu rhetorischen Zwecken in der späteren Zeit der Sprachen beweist, durchaus volkstümlich in affektvoller Rede ist. Es geht aus dem eiligen Vorwärtsstreben des Gedankens und des Ausdrucks hervor.

II. Auch die sog. Anakoluthie, im engsten Begriffe des Wortes gefasst, der Mangel an streng grammatischem Zusammenhang, die Inkonsequenz in der Wort- oder Satzstruktur, ist ein Ausfluss der unbewussten Seelenthätigkeit und nötigt zur Anwendung der psychologischen Erklärung.

Es gehören also hierhin alle Abweichungen von der strengen Form des Gedankens, ohne dass dabei Unrichtiges gesprochen wird. Jede derartige »Entgleisung«, wie man die Anakoluthie am besten übersetzt, setzt eine für den Gedanken zwar gleichbleibende, in der Form aber vom Vorhergehenden abweichende Fassung. Die begonnene Konstruktion wird verlassen und gleitet meist unbewusst in eine andere Form über, indem in der Seele des Redenden eine andere, gleichbedeutende Fassung des Gedankens plötzlich auftaucht und lebendig wirksam sich erweist. Oder eine Redefigur, ein Bild wird nicht ausgeführt, weil ein ganz anderes sich in das Bewusstsein drängt (Katachrese). So werden häufig Prädikate oder Subjekte aus anderen Anschauungskreisen entnommen als andere Teile desselben Satzes, z. B. adverbiale Bestimmungen. Oder da das Denken viel schneller vor sich geht als Schreiben und Sprechen, wird leicht ein Substantiv, das im Satze nur den Teil eines Kompositums bildet, in Gedanken abgelöst und als selbständig vorhanden betrachtet. Oder aus Sätzen, die von Konjunktionen abhängen, gehen durch Zurückdrängung der einleitenden Konjunktion Hauptsätze hervor; namentlich wenn die Periode durch Nebensätze weiter ausgesponnen wird, in welchem Falle die einleitende Konjunktion einem provisorischen Verbande gleicht, der bald wieder beseitigt wird. Nichts Häufigeres giebt es ferner, als dass nach einem Verbum regens eine Konstruktion des Satzes, eine Konjunktion gewählt wird, die nach gewöhnlichem Sprachgebrauch nur nach einer ganz anderen Klasse von Verben üblich war, dass ein Verbum mit einem Casus verbunden wird, dessen Gebrauch bisher unerhört war. Eine Aufzählung aller möglichen Spielarten dürfte unmöglich, eine Klassifikation dagegen leichter herzustellen sein. Denn was sind die meisten dieser Arten, namentlich wenn sie in einer gewissen Häufigkeit auftreten, weiter als syntaktische Formübertragungen oder syntaktische Analogiebildungen, ein Werk der Ideeenassociation, deren Einfluss sowohl in der Neubildung von Satzformen, deren Muster uns unbekannt sind, als in der Bildung von Struk-

turen auf dem Wege der Analogie nach bekannten oder vermuteten Mustern sich äussert? Durch psychologische Analyse, die uns den verborgenen Vorgang zu entschleiern sucht, gelangen wir zur rechten Erkenntnis dieser »Entgleisungen«. Der Name »Anakoluthie« ist deshalb, weil unglücklich gewählt und nicht für alle eingeschlossenen Fälle zutreffend, zu verwerfen. Er passt z. B. nicht für die hierher gehörige Konstruktion **κατὰ τὸ σημαινόμενον,** die Konstruktion nach dem Sinne, bei adaequaten Begriffen. Er passt nicht für die Analogiebildungen innerhalb der Syntax der Casus, die vorgenommen werden gegen die im Bewusstsein einer bestimmten Zeit lebendigen Anwendungstypen z. B. des Accusativs bei Verben, Praepositionen, Versuche, die bei stark abweichender Anwendung oft vereinzelt dastehen, weil das Sprachbewusstsein der lebenden Generation sich gegen sie auflehnt, die aber in einer späteren Zeit willige Nachahmung und weitere Ausdehnung finden. Er ist von Rechts wegen nur da statthaft, wo der Verband eines Satzgefüges sich derart gelockert hat, dass Anfang und Ende, aus den Fugen geraten, nicht harmonieren, so dass die Logik durch den Widerstreit anderer Gedanken verletzt wird. Von dieser Entgleisung weiter zu sprechen, liegt uns hier fern, aber besonders die von einzelnen Grammatikern fälschlich zu ihnen gezählten Analogiebildungen werden uns noch beschäftigen.

III. Den weitesten Gesichtskreis für Beobachtung psychologischer Vorgänge bietet das Satzgefüge, die Syntax der Tempora und Modi; letztere muss naturgemäss reicher entwickelt sein als die Syntax des Genus, der Numeri, der Casus, als die nominale Syntax. Hier liegt der psychologische Vorgang gewöhnlich viel klarer zutage und ist an sich einfacher; in der verbalen Syntax dagegen ist die Wechselwirkung der massgebenden Faktoren oft so wenig zu eruieren, dass man jede Hoffnung, eine Spur aufzufinden und dann eine sichere Fährte zu verfolgen, aufgeben muss. Wenigstens in den toten und ältesten Sprachen. In diesen das Spiel der Kräfte in dem so überaus komplicierten Getriebe überall durchschauen zu

wollen darf uns nicht beikommen. Historische Entwickelungen sind Probleme, die sich mit einigen geistreichen Aperçus nicht lösen lassen. Nichtsdestoweniger soll man die Entdeckungsfahrt wagen. Wie Bartolomeo Diaz die Staaten des fabelhaften Priesterkönigs Johann entdecken wollte, fand er das Kap der guten Hoffnung. So führt den Sprachforscher das Suchen in dunkeln Regionen unterwegs auf lohnende Stationen, deren glückliche Ausbeute für manchen Misserfolg tröstet. Solche Stationen, Ausgangspunkte fruchtbarer Entdeckungen, sind auf syntaktischem Gebiete schon begründet, zum Teil schon ausgebeutet. So lässt sich die für manche Sprachen bereits feststehende Thatsache, dass alle Tempora ursprünglich zur absoluten Zeitangabe dienten, aus welcher die relative Zeitgebung allmählich sich entwickelte, gewiss auf die meisten Sprachen ausdehnen; selbst im Latein ist dies in deutlichen Spuren erkennbar, ein Nachweis, den wir Ed. Lübbert verdanken. Ferner ist nachweisbar, wie die auf primitiver Anschauung beruhende Koordination, welche anfänglich in der Satzfügung herrschte, dem Vordringen der auf einer höheren Stufe stehenden Subordination allmählich Platz machte. Bei den Untersuchungen dieses Gegenstandes erreichten Jolly, Delbrück und Behaghel wichtige Resultate. Das Mittel, die Abhängigkeit auszudrücken, bot die Entwickelung der Modi, insbesondere des Konjunktivs, welcher immer mehr zum Zeichen der Unterordnung wurde, während für die Abhängigkeit, welche dem subjektiven und objektiven Nebensatze eigen ist, der Infinitiv schon frühzeitig zum Accusativ cum infinitivo sich erweiterte. Eine historische Untersuchung der Entwickelung der Consecutio temporum würde manches Streiflicht über Vorgänge werfen, in denen die Innerlichkeit des sprachformenden Subjektes sich offenbart. Und so lassen sich andere Gebiete verbaler Syntax heranziehen wie der Entwickelungsgang des Baues aller übrigen Nebensätze. Insbesondere sind es hier die Bedingungssätze in verschiedenen Sprachen wie im Griechischen, Lateinischen, Deutschen, die den Grammatikern bereits viel zu schaffen gemacht

haben, welche bei Beurteilung des vielgestaltigen Modus- und Tempuswandels dieser Sätze allein mit Hülfe der Logik die Sache sich zurecht legten und so in ausweglose Verwirrung gerieten.

IV. In allen Sprachen finden wir das Streben nach Angleichung oder Ausgleichung. Es hat seinen Grund in dem der Seele eigenen und unbewusst thätigen Gefühl für Formenschönheit und Gleichklang; wo Gleichklang unmöglich, tritt Anklang ein. Jede Sprache ist unaufhörlich beschäftigt, alle unnützen Ungleichmässigkeiten zu beseitigen, für das der Funktion nach Gleiche auch den gleichen lautlichen Ausdruck zu schaffen. Doch nicht allen gelingt es gleich gut. Das Reich der Assimilationen ist daher nicht in allen Sprachen gleich ausgedehnt. Soweit syntaktische Verhältnisse von der Assimilation betroffen werden, ist die Bezeichnung dieses Vorgangs als Attraktion in Aufnahme gekommen. Streng genommen, ist dies unzulässig. Jede sprachliche Assimilation ist offenbar das Produkt einer Attraktion, d. h. die Anziehung als causa agens hat eine Ausgleichung zur Folge. Auch auf rein lautlichem Gebiete findet also dieser Vorgang der Attraktion statt. Wie schon J. Grimm (»Ueber einige Fälle der Attraktion« in den Abh. der Akademie der Wiss. Berl. 1858) dargelegt hat, ist die Attraktion innerhalb der Sätze mit der Assimilation der Laute in Parallele zu stellen, denn gleichwie einzelne Laute so üben einzelne Satzformen einen gegenseitigen Einfluss auf einander aus. Derselbe ist entweder ein regressiver oder ein progressiver, je nachdem der Laut, die Form a der folgenden b sich angleicht oder b sich nach a richtet. Die progressive Assimilation ist also im wesentlichen, soweit sie Laute betrifft, durch die Bequemlichkeit, durch den Mechanismus der Sprachorgane hervorgerufen. Nur insofern als Accent und Tempo, auch die Energie der Muskelthätigkeit von psychischen Bedingungen abhängen, ist sie auch psychologisch bedingt, zumal es nur die Vorstellung des noch zu sprechenden Lautes sein kann, was auf den vorhergehenden einwirkt. Dagegen ist die regressive Assimilation ein rein psychischer Akt. Assimi-

lationen syntaktischer Sprachformen bietet die griechische Sprache in reicher Fülle; im Latein sind sie seltener und einfacherer Natur. Der Grund dafür liegt in dem, was wir unten (S. 61) über die Verschiedenheit der griechischen und lateinischen Sprache im allgemeinen anführen. Aehnlich zeichnet sich das Altdeutsche gegenüber dem Neuhochdeutschen durch grösseren Reichtum an Assimilationen aus; auch das Französische ist verhältnismässig arm daran. In den alten Sprachen findet sich z. B. vorzugsweise die Attraktion zwischen Subjekt und Prädikat, die progressive Attraktion im Relativsatze, ferner die der Attraktion verwandte Erscheinung der Verschränkung des Relativ- oder abhängigen Satzes mit dem Hauptsatze, als deren Species auch die Anticipation oder Prolepsis des Substantivs zu betrachten ist; sodann die Attraktion der Tempora und Modi, gleichfalls aus dem der Seele angeborenen Streben nach Konformität und Koncinnität des Ausdrucks hervorgegangen. Je weiter wir vordringen, desto mehr werden wir finden, dass die meisten der syntaktischen Assimilationen auf Vorgängen beruhen, wie sie in den Formübertragungen und Analogiebildungen sich vollziehen. Jede Assimilation hat eine Association der Ideeen zur Voraussetzung, durch welche eine Ausgleichung zustande kommt.

Wir wollen nunmehr den Versuch machen, eine grössere Anzahl gleichartiger oder verwandter Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt der Ausgleichung zweier Gedankenformen zu betrachten. Eine sachgemässe Untersuchung nach dieser Richtung hin wird ein grösseres, weitverzweigtes und anscheinend bunt zusammengewürfeltes syntaktisches Gebiet durchstreifen müssen. Die Ausgleichung ist eben einem Gewalthaber zu vergleichen, der in angeborener Lust zu annektieren seine eroberungssüchtigen Arme bald nach dieser bald nach jener Richtung hin ausstreckt und keinen Nachbar unbehelligt lässt. Doch nicht gleichmässig werden alle Gebiete in Mitleidenschaft gezogen; die einen werden mehr, die andern weniger ergriffen. Aber durch alle betroffenen zieht sich als sie

einigendes Band der gleiche Entstehungsgrund: das Fundament so vielseitiger formaler Sprachveränderung in der Syntax ist kein anderes als die psychologische Thätigkeit der Ideeenassociation.

Zweites Kapitel

Die Ausgleichung zweier Gedanken- oder Redeformen.

Die Association zweier Gedanken hat oft entweder eine Ausgleichung oder eine Kombination derselben zur Folge. In manchen Fällen lässt sich die so entstandene Struktur auch eine Zusammendrängung zweier Redeformen nennen, während die Bezeichnung »Vermischung« oder »Confusion (Synchysis)« dem Wesen der Sache weniger entspricht. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt darin, dass bei der Schnelligkeit, mit der in der Seele die Gedanken sich erzeugen und die Verknüpfung und Ordnung der Reihen sich vollzieht, ein Gedanke auf den andern durch sein Gewicht einen solchen Einfluss ausübt, dass dieser formal zum Ausdruck kommt und so auch das Uebergreifen des einen Gedankens in eine andere Sphäre, Klasse, Gruppe oder System äusserlich erkennbar wird, oft dergestalt, dass von jeder der beiden ursprünglichen Reihen ein deutliches Merkmal zum Ausdruck gelangt. Aus diesen Vorgängen nun, deren eigentümliches Wesen darin besteht, dass sie aus dem Wirken einer Verknüpfung von parallelen Reihen entspringen, bilden sich weiterhin als Erzeugnisse die sog. Analogiebildungen. Noch genauer dargestellt ist der Vorgang folgender: zwei Vorstellungen verbinden sich zunächst in der Seele und associieren sich; hierzu gesellt sich der Process ihres Verwachsens und Verschmelzens, aber auch

dies reicht noch nicht hin, wenn nicht gleichzeitig der Einfluss der einen auf die andere oder gegenseitiger Einfluss als wirksam angenommen wird. Bei der ausserordentlichen Freiheit der Bewegung, wie sie der Sprache in dieser formassociierenden Thätigkeit zu Gebote steht, wird man, um zu einer wissenschaftlichen Methode in der Beurteilung dieser Processe zu gelangen, zunächst nach einem Princip in dem Walten der Association suchen müssen. Dies muss sich finden lassen, und zwar jedenfalls zuallererst in der Bestimmung der Art des zwischen beeinflussender und beeinflusster Form schon zuvor obwaltenden gegenseitigen Verhältnisses. Nennen wir, wie oben, die beeinflussende Form a und die beeinflusste b, so geht infolge der psychischen Ideeenassociation beim Sprechen eine Art Attraktion zwischen a und b vor sich; aber in den meisten Fällen werden nur an und für sich ähnliche Formen, die schon das Band innerer Verwandtschaft tragen, kombiniert. Dieses Band dient der ideologischen Kombination gleichsam als Handhabe. Stände a und b nicht schon vorher in einem gewissen Verhältnis irgend einer Art zu einander, so wäre eine Einwirkung der Sprachform a auf b, wodurch b verändert wird, nicht denkbar. In der Syntax wird also die Gleichheit der Funktion und der Bedeutung einer Sprachform dies ideologische a und b verkettende Band sein. Wir deuteten schon oben (S. 43) an, dass Associationen möglich sind nicht bloss zwischen einzelnen Wörtern, sondern auch zwischen formell oder funktionell gleichen Satzformen, wie unter verschiedenen Casus, Tempora, Modi, unter verschiedenen Gebrauchsweisen eines Wortes, einer Redensart, ja unter ganzen Sätzen samt dem Gedankeninhalt derselben. Eine psychologische Analyse wird demgemäss bei Associationsbildungen stets auf Erforschung jenes ideologischen Bandes gerichtet sein und zu ermitteln haben, welches Muster vorgeschwebt hat. Entweder greift nur die eine Form in die Funktion und die Bedeutung der anderen über, oder der Uebergriff ist ein wechselseitiger. Gewöhnlich nimmt die Ausgleichung ihren Ausgangspunkt von

einer partiellen Gleichheit der Funktion und Bedeutung und hat die Tendenz, diese partielle Gleichheit in eine totale umzuwandeln. Je enger der Verband, desto leichter die Beeinflussung.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass der von verschiedenen älteren Grammatikern angewandte technische Ausdruck Synchysis mit der von uns aufgestellten »Ausgleichung« keineswegs kongruent ist. Man hat uns nämlich vorgeworfen,[1]) wir hätten mit der »Ausgleichung zweier Gedanken« eine höchst schwerfällige Bezeichnung an Stelle des kurzen und präcisen Ausdrucks Synchysis gewählt. Ganz mit Unrecht. Schon der von derselben Seite gegen unsere Behauptung, dass die Betrachtung des psychologischen Elements ehedem der Philologie unbekannt gewesen sei, gerichtete Einwand, dass ein Blick in Werke wie Zumpt's Grammatik das Gegenteil lehre, zeigt deutlich, wie das rechte Verständnis des eigentlichen Wesens der neueren sprachwissenschaftlichen Methode, welches sie hauptsächlich von den früheren grammatischen Bestrebungen unterscheidet, bei heutigen Philologen noch zu wünschen übrig lässt. Die Neuheit dieser Richtung trägt wohl mit schuld daran; die Begriffe werden sich mehr und mehr klären. So nannte einst Bernhardy in der Einleitung zu seiner Wiss. Syntax die sog. confusio duarum notionum mit Unmut die ärgste Gewaltthat, welche verständige grammatische Forschung gehindert hätte. Man ist versucht jetzt über diese Behauptung zu lächeln. Dies Urteil konnte sich höchstens auf Leute beziehen, welche in mangelhaftem Verständnis der Sache diese bequeme Form der Erklärung benutzten, um alles Mögliche darin unterzubringen, und so auf Abwege gerieten. Man thut daher gut, diese anstössige Bezeichnung ganz aufzugeben. Gerade der Missbrauch hätte aber darauf führen sollen, das Wesen der Sache selbst genauer zu erforschen. Wäre dies geschehen, so würde manche schwierige Stelle, die den Erklärern zu schaffen machte, der Radikalkur mittels einer Konjektur nicht ver-

[1]) Im Philol. Anzeiger 1881, Heft 4. 5. S. 218.

fallen, als falsch oder unecht nicht gebrandmarkt sein. Solche Stellen sollen am Schlusse dieses Kapitels namhaft gemacht werden.

Bevor wir jedoch dazu übergehen, die Ausgleichung zweier Redeformen an der Hand syntaktischer Erscheinungen praktisch klarzulegen, bedarf es kurzer Rechtfertigung, weshalb wir vorzugsweise Belege aus der lateinischen Sprache gewählt haben. Wir geben zunächst Osthoff und Brugman Recht, wenn sie ähnliche Untersuchungen besser, sicherer und erfolgreicher auf dem Gebiete der neueren Sprachen führen zu können glauben. Selbst die griechische Sprache hat hierin vor der lateinischen einen unleugbaren Vorzug; auch nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bietet sie ein weit günstigeres Operationsfeld. Wir stimmen G. Curtius bei, der die grössere Mannigfaltigkeit des Griechischen, besonders aber die wunderbare Entfaltung der Satzfügung betont. Hier ist reichere Dialektlitteratur, hier erzeugte der rege Schaffenstrieb des Volkes eine grossartige Formenfülle; hier sind überall unzweideutige Spuren von dem Walten des psychologischen Moments. Bei den Griechen findet sich eine unendliche Vielgestaltigkeit, Beweglichkeit, Kühnheit. Bei ihnen namentlich giebt es viele Erscheinungen, die G. Hermann treffend unter dem Ausdrucke zusammenfasste: mira Graecorum celeritas cogitandi. Die lateinische Sprache zeigt dagegen in ihrer uns bekannten Entwickelung grössere Einfachheit, Gleichförmigkeit und weit geringere Freiheit. Während eines achthundertjährigen Bestehens ist sie in den von ihr erhaltenen Denkmälern geringeren Veränderungen ausgesetzt gewesen als z. B. die deutsche in gleichem Zeitraume. Wir wollen aber gerade deshalb uns an diese Sprache besonders halten, weil sie nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung die am wenigsten berücksichtigte ist. Trotz der oben aufgeführten Eigenheiten bietet die lateinische Syntax ausreichenden Stoff für unsere Frage. Denn die Hülfe, welche die homerische Sprache zur Erforschung der späteren griechischen gewährt, bietet hier in gewissem Grade das archaische Latein, dessen syntaktische Formen, zum Teil

eigentümlich entwickelt, sowohl an sich wie auch ihrer Bedeutung nach einen primitiveren Charakter als die der späteren Sprachperiode tragen, so dass ein Vergleich der Zeit des Cato und Plautus mit der späteren Latinität manchen bemerkenswerten Fingerzeig für die Wirksamkeit psychischer Faktoren bei der Umbildung der Sprachformen gewährt. Reflexionsloses Alltagssprechen, Volks- und Verkehrsrede, die hauptsächlichste Fundgrube für unseren Gegenstand, ist nicht bloss in der Plautinischen Komödie, sondern auch in der späteren Litteratur zu finden; Material für psychologische Erklärung bietet nicht minder die urbanitas des Cicero und Horatius wie die patavinitas des Livius. Aus der Zahl dieser syntaktischen Umgestaltungen müsste indes von Rechts wegen alles dasjenige sorgfältig ausgeschieden werden, was nicht den Stempel eigentümlich römischer Geistesarbeit trägt, sondern infolge bewusster oder unbewusster Nachachmung eines fremdländischen Sprachgebrauchs sich eingenistet hat: hier also alles, was von griechischem Einflusse beherrscht und von griechischen Mustern abhängig ist. Wie überhaupt die Dichter der augusteischen Zeit die Griechen sich zum Muster nahmen, so trägt auch ihr Stil deutliche Spuren von Graecismen syntaktischer Art; Anlehnungen besonders an die Alexandriner hat M. Haupt (in dem Programm Berlin 1855: Qua arte Alexandrinos expresserint poetae latini) nachgewiesen. Indes sind die Spuren nicht derartig, dass die Eigenart des Römers ganz in griechischer Nachahmung aufging. Ein Blick in Vechner's fleissige Sammlung (»Hellenolexia«) und namentlich in die »Additamenta« von Wellauer zeigt, dass die anscheinend von griechischem Einflusse ergriffenen Strukturen bei dem einen Autor mehr, bei dem andern weniger modificiert auftreten.

Eine strenge Ausscheidung der Gräcismen ist daher einerseits kaum möglich andererseits uns nicht vonnöten, weil wir oft genug genötigt sind, griech. Analoga heranzuziehen. Wir übergehen die nach griechischem Muster *ἅπαξ λεγόμενα* und berücksichtigen nur diejenigen Erscheinungen hauptsächlich, welche in einer gewissen Häufigkeit

auftreten oder die nach Aufnahme in die römische Sprache das Bürgerrecht erhalten und sich fortgepflanzt kaben.

Nach dem schon vorhin angedeuteten obersten Einteilungsgrunde für eine wissenschaftliche Anordnung werden wir einen genügend grossen Teil der Ausgleichungen in folgender unseres Wissens für die Syntax noch nicht versuchter Weise klassificieren.

Wir bilden drei Klassen:

I. Die formale (formelle) oder Funktions-Ausgleichung, die Ausgleichung der äusseren Sprachform. Zwischen zwei Formen a und b, die sich äusserlich nahe stehen oder in nahe Berührung gebracht werden, deren Funktion aber ursprünglich verschieden sein sollte, vollzieht sich eine äusserliche Assimilation oder Exaequation, veranlasst durch die enge Verbindung, Relation oder Beziehung, welche die Ideeenassociation zwischen ihnen herstellt. So werden sie in ihrer Form oder Funktion gleich oder ähnlich gemacht. Dieses Uniformitätsstreben erstreckt sich auf die verschiedensten grammatischen Verhältnisse und Funktionen, auf Genus, Numerus, Casus, Tempus, Modus, Gradation u. s. w. Durch Attraktion greift eine Form auf die andere über; wo man aus grammatischen oder logischen Gründen ursprünglich eine andere Form erwartete, hat der Amalgamierungstrieb der Sprache äusserliche Gleichheit hergestellt, wie in dem Beispiel haec est lex prima, hi sunt reges Persarum (Cornel.), ἥδε ἀρχὴ τῆς ὁμολογίας (Plato). Veranschaulichen wir uns den Process durch eine Formel, so würde diese sein:

a = b oder b = a,

d. h. a wird gleich b oder von b äusserlich beeinflusst,
b „ „ a „ „ a „ „ .

Im ersten Falle haben wir eine progressiv formale, im zweiten eine regressiv formale Ausgleichung.

II. Die reale oder Bedeutungs-Ausgleichung, die Ausgleichung der inneren Sprachform entsteht im umgekehrten Falle, wenn eine Form mit ihrem Inhalt in die Begriffssphäre einer anderen übergreift. Der Be-

griff oder der sachliche Inhalt, die Bedeutung oder der Wert einer Form überträgt sich auf eine andere eng mit ihr der Funktion nach verbundene. So tritt trotz äusserer formaler Verschiedenheit reale oder Wesensgleichheit ein. Das Gebiet dieser Bedeutungs-Ausgleichung ist beschränkter als das der Formausgleichung. Zu dieser Klasse gehören alle Konstruktionen nach dem Sinne, die sog. Constructio ad sensum oder ad synesin, κατὰ (πρὸς) τὸ σημαινόμενον bei adaequaten Begriffen; wo man aus grammatischen Gründen kongruente Formen erwartet, erzeugt der Gedanke an den logischen Wert einer Form a eine Konstruktionsänderung in b. Hier also unerwartete äussere Inkongruenz, reale Gleichheit oder Uebereinstimmung, dort — im Falle I. — äussere Kongruenz bei ursprünglich erwarteter Diskrepanz der Formen. Beispiele für diese Klasse sind: pars urbes p e t u n t (Liv.), quo r u i t i s generosa domus? (Ovid.); λαὸς Ἀχαιῶν πείσονται (Hom.); eine Menge Menschen s t a n d e n da.

Die Formel der realen Ausgleichung würde lauten:

$$\text{log. } a = b,$$

d. h. der logische Wert von a überträgt sich auf b oder b wird von a i n n e r l i c h beeinflusst.

Dass in diesem Falle die Inkongruenz vermieden werden kann, wie in der ersten Klasse die Assimilation zum Zweck grösserer Deutlichkeit oder aus anderen Gründen oft genug unterbleibt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es ist selbstverständlich, dass nicht alle partiell gleichen Vorstellungen sich attrahieren müssen. Immer aber ist partielle Gleichheit der Funktion, des Inhalts oder der Bedeutung die Vorbedingung für jede Attraktion von Vorstellungen; nur bei vorheriger partieller Gleichheit ist eine totale Ausgleichung denkbar. Zwischen starren Gegensätzen vermöchte die Ideeenassociation keine ausgleichende Vermittelung zu schaffen, die anfänglich bestehenden Unterschiede müssten erst aus dem Bewusstsein geschwunden und verwischt sein. So berühren sich schliesslich wohl einmal auch im Leben der Sprache die vermeintlichen Gegensätze und gleichen sich aus: zu einem völligen Ausgleich kommt es indes nicht unmittelbar, sondern auf

Umwegen durch allmähliche Annäherung. Der psychologische Vorgang bei der Ausgleichung ist immer der gleiche. In allen Fällen muss die Beziehung zwischen den betreffenden Formen erst in der Seele des redenden Menschen durch Attraktion geschaffen werden. Ist das geschehen, so ist eben die Brücke für den Ausgleich geschlagen.

III. Die Kombinations-Ausgleichung ist eine Verbindung der formalen und der Bedeutungs-Ausgleichung, das Produkt beider zusammen oder eine Erweiterung der letzteren nach der Seite der formalen Ausgleichung hin. Diese Ausgleichung ist bei weitem die häufigste. Ihr wesentlicher Unterschied von den beiden früher genannten ist sofort einleuchtend. Dort fand eine gewöhnlich einseitige Beeinflussung statt, hier ist der Uebergriff ein wechselseitiger, so dass man oft kaum noch unterscheiden kann, welcher Einfluss der stärkere gewesen. Zwei unter sich innerlich ähnliche oder durch ein ideologisches Band verknüpfte syntaktische Sprachformen von äusserlich verschiedenem Gepräge bilden die Faktoren, aus denen eine dritte, aus beiden kombinierte sich erzeugt. Es werden also syntaktische Verhältnisse von früher bereits aufgenommenen Redeformen attrahiert vermöge partieller Gleichheit ihrer Elemente. Vermöge partieller Gleichheit der Form oder Funktion und der Bedeutung schliessen sich Gedankenformen zu Parallelreihen zusammen, welche die Möglichkeit zulassen, neue Parallelreihen zu bilden, z. B. interdico alicui forum = intercludo aliquem foro. Wenden wir eine mathematische Formel an, so

$a : b = \alpha : \beta$ und demgemäss
$a : \alpha = b : \beta$.

a ist hier interdico alicui, b forum, α intercludo aliquem, β foro. Die Resultante daraus ist die aus der Attraktion und Analogie dieser beiden Proportionen gewonnene Form interdico alicui foro. Geht man näher hier auf die Sache ein, so erkennt man klar, was für das Verständnis der Sprachentwickelung wichtig ist, dass die reproduktive und die durch Kombination produktive Thätigkeit des sprechenden Menschen eng mit einander verbunden gewesen ist.

Die produktive Thätigkeit hat gewissermassen die Auflösung der Proportionsgleichung $a : b = \alpha : x$ zu finden. Drei Glieder sind bekannt, das vierte unbekannte in der Proportion lässt sich mit Hülfe der übrigen finden. Also durch eigentümliche Kombination bereits in der Sprache überlieferter Elemente entsteht als Resultat eine sprachliche Neuschöpfung. Der Vorgang lässt sich auch kurz in folgende Formel kleiden:

$$a + b = x \text{ oder}$$
$$b + a = x.$$

Die neugeschaffene Form x wird nun oft von dem, was bisher üblich war, abweichen und feststehende sprachliche Regeln verletzen. Es entstehen Anomalieen, die oft vereinzelt bleiben, sobald sie nicht die Macht haben, ihr Muster über eine verwandte Gruppe auszudehnen. So werden sie vergessen. Greift aber die Anomalie weiter um sich, wird sie durch Wiederholung befestigt, so darf man darin nicht nur individuelle Abweichung des Sprechenden, des Autors von der Regel oder eine »Ausnahme« erblicken, wie es häufig irrtümlich geschieht, sondern auch eine mehr oder minder durchgreifende Aenderung der Regel selbst. Dies ist der Weg der Analogiebildungen, welche wir zu dieser Klasse zu zählen haben, wenn mit Hülfe bisher sprachüblicher Ausdrücke und Redeformen durch Ausgleichung verwandter Vorstellungen neue Kombinationen geschaffen werden, ein Vorgang, der wie wir schon oben sahen selbst dann nicht aufhört, wenn eine Sprache sich bereits in einem Stadium vorgeschrittener Entwickelung befindet, so dass der Sprechende alle Sprachmittel und Regeln seiner Sprache vollkommen beherrscht.

So viel im allgemeinen über die Ausgleichung zweier Gedankenformen zur Charakteristik der Klassen. Wir wenden uns nunmehr der Reihe nach zu den einzelnen Klassen, um durch Beispiele besonders aus der lateinischen Syntax, die wir zahlreich beibringen werden, einigermassen die räumliche Ausdehnung dieser Ausgleichungen innerhalb der so umschriebenen Kreise zu überschauen. Absolute Vollständigkeit, überdies ein Ding der Unmöglichkeit, liegt

uns fern; nur die innerhalb der Klassen in grösseren Gruppen vertretenen Erscheinungen können Anspruch auf Erwähnung erheben; vereinzelt gebliebene Formen werden daher nur gelegentlich berührt.

I. Die formale Ausgleichung.

Ich stelle eine verbreitete Redeweise als Beleg für den weitgreifenden Einfluss der Formausgleichung an die Spitze.

I. Der doppelte Komparativ.

Wenn zwei Eigenschaften desselben Subjekts so unter einander verglichen werden, dass der Grad der ersteren ein höherer ist, so sollte nach logischen Gesetzen nur diese im Komparativ stehen. Während das alte Latein von solchen Vergleichen nichts weiss, fängt Cicero an, den Komparativ mit magis zu umschreiben (Brut. 68 magis audacter quam parate u. ä.), geht aber bald einen Schritt weiter und zu einer Neubildung audacior quam paratior über, indem er den Komparativ auf das zweite Adjektiv mittels kühner Assimilation überträgt, also den Nebensatz, welcher wie so oft in Vergleichen verkürzt ist, mit dem Hauptsatze ausgleicht. Es liegt nahe, hier an den analogen Vorgang in einem vergleichenden Nebensatze des Acc. c. inf. zu erinnern, wo bei gleichem Verbum letzteres fehlen und das dazugehörende Subjekt in den Accusativ treten kann; auch hier ist die Form des Hauptsatzes auf den elliptischen Nebensatz übertragen. Wenn ich bedenke, dass Cicero, wie es den Anschein hat, auch diese Konstruktion zuerst ins Leben gerufen, so möchte ich glauben, dass der doppelte Komparativ demselben Gefühl seinen Ursprung verdankt, so dass die Basis für die Entstehung beider Formen in der Seele des Redenden keine andere war als das Streben nach äusserer Gleichformung und Ausgleichung zweier durch die Denkthätigkeit in engste Beziehung gebrachter Begriffe. Nach Cicero hat Livius und Tacitus jenen doppelten Komparativ mehrfach gebraucht; diese Neuerung verschwindet aber bald, offenbar deshalb, weil in ihr eine allzu kühne und darum fehlerhafte Ueberschreitung des sprachlichen

Usus erblickt wurde. Das früher Uebliche trat daher wieder in Geltung. Eine dauernde Veränderung desselben kann sich nur dann herausbilden, wenn eine grössere Anzahl von Sprachgenossen aus eignem Trieb die gleiche Neuschöpfung mitmachen, und dass sie es können liegt in der überwiegenden Uebereinstimmung in der Organisation der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungsgruppen. Je mehr Individuen sich hierin begegnen, desto mehr gewinnt das, was anfangs als Fehler erschien, an Autorität. Im Griech. ist diese Verbindungsweise ziemlich alt; Homer kennt sie bereits Od. 1, 164: ἐλαφρότεροι ἢ ἀφνειότεροι; sie findet sich dann sowohl bei den Prosaisten als bei den Tragikern. Auch den neueren Sprachen ist sie nicht fremd. So sagt man czech. von einem beleibten Menschen: je sirsí nez delsí (est latior quam longior.) Will man darin einen blossen Pleonasmus erblicken, erwachsen aus dem Bedürfnis, den Ausdruck zu verstärken, wie wir ihn im Deutschen in der Verdoppelung des Superlativs (oder auch des Komparativs) in anderen Verbindungeu unlogischer Art kennen, so ist damit die Sache doch noch nicht erklärt; es muss vielmehr gefragt werden, wie ist diese pleonastische Struktur möglich geworden? Nur durch die hier gegebene Erklärung, die ich in den Grammatiken vermisse und auch sonst nirgends finde, lässt sie sich verstehen. Wenn wir jetzt häufig sagen, »auf dem möglichst schnellsten Wege«, »der grösstmöglichste« (Goethe) oder gar mit dem doppelten Komparativ: »nichts ist geeigneter (mehr geeignet), den Charakter Caesars treffender zu illustrieren«, so ist dies ein zwar psychologisch erklärlicher, aber mindestens überflüssiger Pleonasmus, der Nachahmung nicht verdient.

II. Genus-, Numerus-, Casus-Ausgleichungen.

a. Genus-Ausgleichung. *α.* Das Verbum eines Satzes assimiliert sich im Genus dem ihm äusserlich nahe stehenden Prädikatsnomen, anstatt sich nach dem Subjekt zu richten, schon im älteren Latein Ter. Phorm. 1, 2, 44 paupertas mihi onus visum et miserum, eine später ganz gebräuchliche Erscheinung. Griech. πάντα διήγησις οὖσα

τυγχάνει Plat. Weder die Betonung des Prädikatsnomen, welche Draeger hervorhebt, noch der Nachdruck (Bach) haben diese Verbindung zuerst erzeugt; lediglich die enge Annäherung desselben ans Verbum, das mit ihm wie aus einem Guss geformt wird, hat ihren dominierenden Einfluss geltend gemacht; später mag man mit dieser Redeweise, die aus dem Unbewussten geboren, bewusste rhetorische Zwecke verbunden haben.

β. In ähnlicher Weise assimiliert sich bekanntlich ein sachlicher adjektivischer Begriff (ein Pronomen) als Subjekt seinem Prädikatsnomen, wenn beide begrifflich übereinstimmend gedacht werden, oder wie Draeger richtig bemerkt, wenn der im Pronomen liegende Subjektsbegriff erst durch den Prädikatsbegriff seinen Inhalt erhält. Ist das Subjekt aber ein allgemeiner, nicht auf die Sphäre des Prädikatsbegriffs beschränkter Begriff, so steht das Pronomen im Neutrum; die Assimilation unterbleibt, im Griech. noch häufiger als im Lat., wenn der Begriff des Dinglichen rein und selbständig hervortritt. Athenae istae sunto Plaut., αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν Hom. Dieser war ein Mann (Goethe). Dass sich bei Homer niemals das Neutrum findet, mag als Beweis dafür gelten, dass der Ursprung dieser Verbindung kein anderer sein kann als der in *α* entwickelte. Abweichend vom Lat., unterbleibt die Assimilation auch in Sätzen mit negativem Sinne im Griech. nicht: οὐχ οὗτος ὅρος ἐστὶ δικαιοσύνης Plat., also sagte man früher allgemein so, die Assimilation ist das Ursprüngliche, erst zur Zeit einer späteren Entwickelung der Sprache, zur Zeit der griech. Redner und Cicero's beachtete man den logischen Unterschied.

γ. So erklärt sich ferner der assimilierende Einfluss der Apposition oder des Nebensatzes auf das Genus des Prädikats, eine Analogie, die nur als eine weitere Ausdehnung der in *α* genannten Struktur zu bezeichnen ist: Corinthum — totius Graeciae lumen exstinctum esse voluerunt Cic. l. Man. 5. omni ornatu tanquam veste detracta Brut. 75. magis pedes quam arma tuta sunt Sall. Iug. 74. So bei civitas, urbs, oppidum im appositiven Nebensatze, im Griech. bei πόλις s. Krüger Gr. Gr. 63, 1, 3.

Diese Assimilation umfasst zugleich auch den Numerus, zu dem wir übergehen.

b. Numerus-Ausgleichung. Dieselbe verbindet sich auch mit der Genus-Ausgleichung in dem vorhin erwähnten Falle α und γ loca quae Numidia appellatur Sall. J. 18. ludi fuere, Megalesia appellata Liv. 29, 14. Volsinii, oppidum Tuscorum, concrematum est Plin. vgl. »doch alles dieses bleiben leere Worte« Goethe. Ferner noch auffälliger ii sunt, quam tu nationem appellasti, eine sehr häufige Redeweise Cicero's u. a., in der das Relativ sich völlig dem Nomen des Prädikats assimiliert; griech. *κτῆσις ἣν καλοῦμεν πλοῦτον, φόβος, ἣν αἰδῶ εἴπομεν* Plat. Eine gleichfalls seltsame Numerus-Assimilation findet statt in *ἡ ἀρίστη τῆς γῆς* Thuk. = der beste Boden des Landes. *πολλὴ τῆς ὁδοῦ* Xen. — Wie sehr oft rein äusserlich formelle Gründe eine Assimilation des Numerus und, wie wir später sehen werden, des Casus veranlassen können, zeigen Beispiele wie summis opibus atque industriis, gloriae triumphique, neque vigiliis neque quietibus. Der äussere enge Zusammenschluss der beiden verbundenen Begriffe, kein logisches Gesetz, erzeugte die Koncinnität.

c. Casus-Ausgleichung. α. Eine formale Ausgleichung vollzieht sich bei suus quisque. So schon altlat. sui quique mores fingunt fortunam hominibus (Ribb. Com. lat. rel. I, S. 108) und suo quoque loco (Varro). Duker und Madvig vergleichen hiermit unrichtig unusquisque und halten so suus quisque für ein Wort, auch andere Erklärungen sind versucht worden; man verkennt aber die weitgreifende Macht der Ausgleichung zusammengehöriger Begriffe.

β. Aehnlich werden bei Zahl- oder Gattungsbegriffen z. B. pars, numerus, genus, quisque, alter, alius, aliquot, nonnulli (auch plures, welches bei Draeger I, S. 3 fehlt) Appositionsverhältnisse statt des partitiven Genetivs gewählt, mit anderen Worten: es tritt Koordination, ein primitiveres Verhältnis, an Stelle der Subordination ein — eine Casusausgleichung und nichts weiter: coronamenta omne genus

Cato r. r. 8, 2. arma magnus numerus Liv. 39, 5. cetera multitudo decimus quisque — lecti 2, 59. classes — alteram naufragio, alteram depressam interire Cic. d. div. 2, 8, 20. ut — clausi plures fame quam ferro interirent Corn. Ham. 2. Griech. ἡ τάξις ἦν ἑκατὸν ἄνδρες. Dies appositive Verhältnis tritt bekanntlich auch bei ὁ μὲν, ὁ δὲ, ἕκαστος und anderen Teilbegriffen ein.

γ. Eine merkwürdige Ausgleichung des Casus ist der Gebrauch des Vokativs, in welchen eine zum Verbum gehörige Nebenbestimmung in der Anrede gesetzt wird: quibus Hector ab oris exspectate venis? Virg. Aen. 2, 283. Man erwartete den Nominativ, der Vokativ ist durch den Vokativ Hector beeinflusst. Dieser Casus steht dann in der Anrede ähnlich auch ohne vorhergegangenen Vokativ Tib. 1, 7, 53 sic venias hodierne. Griech. Analogieen sind mir nicht bekannt.

So verwandelt das Verbum einen Ausruf oder eine Anrede, die eigentlich im Nominativ anzuführen war, durch Assimilation in den Accusativ oder Dativ: triumphum, victoriam clamare; regem Persea (statt rex Perseus) cons. Paulo salutem legit d. h. er las die Anrede eines Briefes (Liv.) Othoni miles »Neroni Othoni« adclamavit. Im Deutschen findet sich jetzt stets der Accusativ, ebenso im Griech., während das Goth. nach háitan, vôpjan, namnjan das zweite Subst. in den Nom. stellt: hva mik háitid fráuja τί με καλεῖτε κύριε; Luc. 6, 46; letzterer griech. Vokativ ist auch in die Vulgata übergegangen: quid vocatis me domine? im Mhd. findet sich wieder der Nom.: der sich der rîter rôt nante Parz. 280, 9, daneben ist auch der Acc. gebräuchlich. Solche Nom. sind der Volkssprache bei Eigennamen noch geläufig vgl. Grimm IV S. 592.

δ. Die Assimilation des Casus beim Pronomen relativum. Das Pron. rel. assimiliert sich im Casus einem Substantiv, auf welches es sich bezieht. Hierher gehören nicht die häufigen elliptischen Redeweisen, in denen der Casus durch Ergänzung des Verbums im Hauptsatze zu erklären ist, sondern die Assimilationen nach griech. Art: apertis rationibus quibus praescripsimus — docilem facia-

mus auditorem Cornif. 1, 7, 11. iudice quo nosti populo Hor. Serm. I, 6, 14. raptim quibus quisque poterat elatis Liv. 1, 29, wo ein zu erg. iis die Stelle des Subst. vertritt. quibus poterat sauciis secum ductis 4, 39. Griechische Analoga sind allbekannt. Verbindungen wie Ter. Heaut. 1, 1, 35 hac quidem causa qua dixi, hoc eventu quo putavi, welche Steinthal hierher zieht, und eine Anzahl anderer mit dico, welche Draeger II §. 477 anführt, gehören, weil durch Ellipse zu erklären, nicht zu den eigentlichen Ausgleichungen. Hinsichtlich der psychologischen Erklärung dieser Assimilationen verweisen wir auf Steinthal a. a. O., dessen durchaus treffenden Bemerkungen wir beistimmen.

Aber auch die regressive Ausgleichung findet sich im Lat., wenn das Nomen, worauf das Relativ sich bezieht, den Casus desselben annimmt. Die von Krüger gewählte Bezeichnung »umgekehrte Assimilation« scheint weniger passend. Sie findet sich schon bei Homer, z. B. Il. *κ*, 416 *φυλακὰς ἃς εἴρεαι οὔτις ῥύεται.* Hymn. Cer. 66 *κούρην τὴν ἔτεκον. Τὴν οὐσίαν ἣν κατέλιπεν — ἀξία ἐστίν* Lys. Bei Plautus ungemein oft, über 20 Stellen sind sicher. Amph. 1009 Naucratem quem convenire volui in nave non erat. Dann nur noch bei den späteren Dichtern: urbem quam statuo vestra est Virg. Aen. 1, 573. Im Griech. und Deutsch., doch hier höchst selten, findet sich ferner die Erscheinung, dass Appositionen und appositionsartige Zusätze, welche hinter einem Relativsatze stehen, in Bezug auf ihren Casus vom Relativpronomen attrahiert werden, eine eigentümliche Trajektion, von der J. Lehmann Progr. Danz. 1833 Beispiele aus Plato anführt. So Prot. *σοφίᾳ περίεισιν, ὥς περ οὓς Πρωταγόρας ἔλεγε, τοὺς σοφιστάς,* (statt *οἱ σοφισταί*). Hipp. I. *ὅτι οἱ παλαιοὶ ἐκεῖνοι, ὧν ὀνόματα μεγάλα λέγεται, Πιττακοῦ τε καὶ Βίαντος.* Phaed. *ἡμῖν ἔσται οὗ ἐπιθυμοῦμεν, φρονήσεως.* Goethe, Herm. u. Dor., Polyh.:

> Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
> Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
> Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.

Hier bildet die Weiber und Mädchen eine nähere

Hervorhebung, Erklärung, Nüancierung des vorangegangenen Genetivs der vielbegehrenden Städter und müsste sonach als eine Art von Apposition im Genetiv stehen. — Mit dieser Ausgleichung des Casus ist die Verschränkung des Relativsatzes mit dem Hauptsatze — eine im Lat. sehr gewöhnliche Erscheinung — nicht zu verwechseln: alii quorum comoedia prisca virorum est Hor. Serm. 1, 4 2, vgl. 1, 10, 16; Ep. 2, 37; 6, 7; Od. 4, 13, 18; Ovid Met.: 1, 342 et quibus est undis audita exercuit omnes. Cic. ep. ad Att. 6, 1 quos pueros miseram epistolam mihi attulerunt. Griech. Beispiele bei Krüger 51, 12; das Deutsche hat diese Verschränkung selten: »welchen Sklaven die Kette freut, (der) geniesset die Schönheit nie«. Herd. Schön. Litt. IV. — So noch Voss und Klopstock. Eine Attraktion ist auch in diesen Formen erkennbar, aber es hindert nichts, das Beziehungsnomen neben dem Demonstrativ hinzuzudenken. Das Gleiche gilt von der zweiten Art der Verschränkung: wo umgekehrt das Subst., welches im subordinierten Satze Subjekt oder Objekt sein sollte, als Subj. oder Objekt in den Hauptsasz gezogen wird. Man nennt diese Form gewöhnlich Anticipation oder Prolepsis des Subst. Bei den Griechen ist sie sehr verbreitet, bei den Lat. besonders von den Komikern gewählt. Ter. Heaut. 1, 1 32 istuc fac me ut sciam. Aul. 4, 6, 4 ego illum corvum ad me veniat velim. Cic. ad fam. 8, 10 nosti Marcellum quam tardus sit.[1]) Griech. Beisp. Kühner Gr. Gr. § 857, Krüger 61, 7. Luther hat diese in den alten Sprachen so übliche Trajektion unzählige Male, z. B.

[1]) Es scheint nicht überflüssig, hier darauf hinzuweisen, dass es völlig das Wesen dieser Attraktionen zwischen Haupt- und Relativsatz verkennen heisst, wenn, wie es gewöhnlich in den Gramm., auch bei Draeger, geschieht, ein Komma zwischen ihnen gesetzt wird.. Die Interpunktion soll nicht bloss das logische, sondern wenn möglich auch das psychologische Verhältniss der Sätze verstehen lassen. Ein Komma würde hier die feste Fuge des Satzes nur sprengen. Meister der richtigen Interpungierung in den Texten, wodurch manche verworren scheinende Periode klar, manche Konjektur überflüssig wird, sind J. Bekker und Bonitz; des letzteren Interpunktion in den aristotelischen Texten ist ein lehrreiches Muster.

Matth. 4, 21 er sah zween andere Brüder, — dass sie ihre Netze flickten; Goethe selten, z. B. in der Zueignung:

Ich konnte mich in ihrem Auge lesen
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.

Im Deutschen werden besonders Partitivformen mit »von« öfters nicht von einem dabeistehenden Substantiv oder Demonstrativpronomen, sondern nach einer ähnlichen Art Trajektion oder Attraktion von dem den nachfolgenden Relativsatz einleitenden Pronomen regiert, z. B. ich habe von Städten gesehen, was ich nur sehen konnte. Einen wirklichen Gen. partit. bietet die Stelle: und rette der Töne zurück in mein Alter, soviel ich vermag. — Lessing überträgt sogar Präpositionen mit Subst. aus dem regierten in den regierenden Satz, z. B. »Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, dass wir unser Augenmerk vornehmlich richten müssten« — ein Sprachgebrauch, der ganz griechisch ist.

Es braucht schliesslich wohl kaum daran erinnert zu werden, dass solche Transpositionen gleich anderen von uns schon berührten syntaktischen Sonderbarkeiten gelegentlich auch einer rein formalen Ausgleichung ihr Dasein verdanken. Dies beweist Caes. b. g. 1, 39 non se hostem vereri, sed augustias itineris, magnitudinem silvarum quae intercederent —, aut rem frumentariam ut satis commode apportari posset, timere dicebant. Die scharf herausgehobenen drei Objekte, welche vorangehen, bewirken hier, dass auch das Subjekt der von timere abhängigen Konstr. herausgehoben und als Objekt ihr vorangestellt wird, wodurch ein Parallelismus zum vorangehenden Relativsatz mit seinem Bestimmungsworte erzeugt, der Periode harmonische Fuge gegeben wird.

ε. Assimilationen der Casus in der Konstr. des Accusativus cum inf. nach idem qui, tantus quantus, quam sind allbekannt. Die Uebertragung des Acc. auf den verkürzten vergleichenden Nebensatz ist unzweifelhaft eine formale Ausgleichung, wie sie auch zu finden ist in der Stelle Corn. Hann. 5: Minucium magistrum equitum pari ac dictatorem imperio — fugavit (= ac dictator est, erat).

ζ. Ausgleichungen bei Genetiven. Solche kommen mehrfach vor. Bekanntlich wird ein Personalpronomen als Objekt eines Gen. gerundii häufiger in den Gen. des neutralen Possessivums als in den Acc. gesetzt ohne Rücksicht auf Genus und Numerus. Es geschieht dies bereits bei Plautus Truc. 2, 4, 19 tui (= femin.) videndi copiast. Sui recipiendi, colligendi facultas Caes. sui conservandi Cic. vestri adhortandi causa Liv. 21, 41. Da neben dem Gen. zu allen Zeiten der Acc. vorkommt, so ist hieraus das Streben nach Uniformität ersichtlich, wie es gleicherweise in anderen von Alters her bekannten Verbindungen operis faciundi causa Cat. r. r. 140 eius conveniundi Plaut Merc. 850 sich verrät. Nach diesen Mustern hat die Ausgleichung auch das Personalpronomen ergriffen.

Als Muster endlich für viele und als Beweis für die Stärke des attrahierenden Einflusses seien formale Ausgleichungen notiert wie nihil neque insolens neque gloriosum ex ore eius exiit Corn. Tim. 4, 3. nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum Cic. or. 19. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch wurde hier gloriosi — irati — invidi — astuti erwartet, das Neutrum ist nur eine Koncession an die in dieser Verbindung usuellen Neutra der 3. Dekl. Umgekehrt heisst es nihil solidi, nihil expressi, nihil eminentis Cic. n. d. 1, 27 und si quidquam — civilis sed humani esset Liv. 5, 3. Hier ist der ganz ungewöhnliche partitive Genetiv der 3. Dekl. eine Ausgleichung mit den eng verbundenen rechtmässigen Genetiven.

η. Ausgleichungen bei Dativen. Solche sind: der Gebrauch des prädikativen Dativs bei mihi nomen est, datur, additur, dicitur cet., der schon seit Plautus allgemein bekannt ist, ferner bei licet, ebenfalls aus ältester Zeit bekannt, wie auch im Griech. ἔξεστι, προςήκει u. ä. den doppelten Dativ bei sich haben, während ὄνομά ἐστι τινι den Namen im Nom. folgen lässt. Nach der weiten Verbreitung des prädikativen Dativs im Griech. hat auch die augusteische Zeit ihn eingeführt bei quo tibi — (tribuno fieri Hor. serm. 1, 6, 25)? concedere (Hor. a. p. 372)

donare (c. 1, 31, 17) dare (ep. 1, 16, 61; serm. 1, 4, 39), permittere 2, 3, 189; die spätere Zeit nach diesen Mustern bei necesse est, contingit mihi, datur mihi, prodest mihi, satius est mihi cet.

ϑ. Ausgleichungen beim Ablativ haben wir schon unter δ kennen gelernt. Wie aber bei licet das Prädikatsnomen in den Dativ tritt, so tritt es vermöge formalen Ausgleichs in der Konstr. des abl. abs. in den Ablativ. Dolabella hesterno die hoste decreto Cic. Phil. 11, 7. quo mortuo nuntiato fam. 7, 30, 1. Fulvius decem iussis inermibus deduci ad se in fidem omnes accepit Liv. 24, 27.

III. Tempus-Ausgleichung.

a. Der Infinitiv des Perfekts, wo das Praesens erwartet wird. Ein hervorragendes Beispiel dieser Ausgleichung liefert ein bestimmter Gebrauch des Infinitivs in zahlreichen Fällen der Art, dass man eigentlich das Praesens erwartete. Wer den lateinischen Sprachgebrauch sorgfältig berücksichtigt, wird indes sehr bald entdecken, dass jene Fälle ihrem Wesen nach verschieden und daher zu trennen sind. Indem man diese Unterschiede verkannte oder nicht genug in Rechnung zog, hat sich manche Verwirrung bei Erklärung der betreffenden Stellen selbst in die neuesten Kommentare eingeschlichen.[1]) Hier ist ein wesentlicher Fortschritt zu klarer Erkenntnis Madvig zu verdanken. Doch sein Verdienst tritt mehr auf dem Ge-

[1]) Vgl. J. N. Madvig. Opusc. ac. altera Haun. 1842 p. 119. — Ausser anderen urteilt irrig Dissen zu Tibull. I, 46 s. v. detinuisse, wie wir gleich sehen werden, und Orelli zu Hor. A. Poet. 168, wo er commisisse aoristisch erklärt. Dass Zumpt in seiner Lat. Gr. §. 590 von Irrtum nicht frei ist, darf nicht bezweifelt werden. Wenn er daselbst sagt, das Perfekt des Inf. stehe im Lat. bisweilen dort, wo im Deutschen das Praesens gebraucht wird wie nach den Verbis iuvat, pudet, satis mihi est cet., endlich nach melius erit, so vergisst er, dass in allen diesen Fällen niemals die Bedeutung des logischen Perfekts aufgegeben und das Perfekt nur deshalb angewandt wird, weil die lat. Sprache die logische Differenz so genau wie nur möglich auszudrücken pflegt, so dass also der Gebrauch des Perfekts gegenüber dem nach diesen Verbis nicht minder üblichen Praesens seine eigene Berechtigung hat.

biete der lateinischen Prosa als in der Poesie hervor; wie wir auch hier sehen werden, ist einiges auf die Poesie Bezügliche diesem gewiegten Kenner des Latein entgangen. Für unsere Absicht, den Nachweis zu führen, welche Konstruktionen im Infinitiv des Perfekts psychologisch zu erklären sind, ist es unentbehrlich, genetisch die Entwickelung des ganzen mehr und mehr Umfang gewinnenden Gebrauchs dieser Sprachform zu verfolgen, einmal um das Ganze besser übersehen zu können, sodann um den Einwurf aus dem Felde zu schlagen, der Charakter dieses oder jenes Infinitivs sei ein anderer.

Es sind fünf Arten dieses Perfekt-Infinitivs zu unterscheiden:

α. Die erste Art gehört dem ältesten Sprachgebrauch, der Poesie wie der Prosa, an. Hier findet sich das Perfekt an Stelle des erwarteten Praesens unter folgenden streng beobachteten Gesetzen: in Sätzen, die ein Verbot enthalten nur nach volo[1]) im SC. d. Bacch. v. J. 568 u. c. sehr oft; Cato R. R. c. 5 ne quid emisse velit und nolo (Beisp. nur bei den Komikern vergl. Plaut Poen. IV, 2, 50. Ter. Hec. IV, 1, 48). Den Grund für diese auffallende Verbindung, bei welcher an eine Nachahmung des griech. Aorist nicht zu denken ist, ermitteln weder Madvig noch andere. Draeger will in allen, auch den weiter unten folgenden Arten ein deutliches Perfectum logicum erblicken; er verwirft die Bezeichnung »aoristischer Infinitiv« für alle Fälle, so dass er überhaupt von jeder Scheidung und Trennung absieht. Aber diese Annahme lässt sich nicht durchführen. Der Gebrauch des Perfekts zunächst bei volo und nolo im archaistischen Latein findet darin seine Erklärung, dass das auf Vollendung gerichtete Verlangen oder der Wunsch sich einmischt, die Sache möge nicht geschehen

---

[1]) Die Stellen hat Holtze Synt. II p. 80, ohne die Arten zu begrenzen, ferner Madvig l. c. Schon früher ist von Heusinger zu Vechn. Hell. p. 145 und von Ramshorn in s. Lat. Gr. p. 665 Material gesammelt; nicht vollständig und nicht genügend gruppiert findet es sich bei Draeger H. Synt. 2. Aufl. I, §. 128; seiner Auffassung kann ich vielfach nicht beistimmen.

oder nicht eingetreten sein. So dürfte schon hier psychologische Erklärung zulässig sein.

β. Diesen der älteren Zeit angehörigen Gebrauch des Perfekts, welcher in der Folgezeit bald erlosch, haben die Schriftsteller der augusteischen und der späteren Zeit wieder aufgenommen (Hor. Serm. II, 3, 178 ne quis humasse velit vgl. Reisig, Vorles. ed. Haâse p. 500; Ovid, der gern überall ein novator, in Amor. I, 4, 38 u. a.), jedoch mit dem Unterschied, dass sie ihn nicht auf verbietende Sätze beschränkten, sondern auf nur verneinende ausdehnten (Liv. 22, 59 haud me extulisse velim, vgl. 2, 24 nec posse praevertisse. Plin. N. H. 10, 30 cum eam nemo velit attigisse. Quint. VIII, 6 30 principem posuisse haud dubitent. Horat. Serm. I, 2 28 sunt qui nolint tetigisse vgl. A. Poet. 168 nach caveo und 455 nach timeo, deren Sinn negativ ist). Ja sogar ohne Negation bei Livius in 7 Stellen, wo ein auf Vollendung hinaus gehender Wunsch vorliegt.[1])

γ. Drittens scheint der Gebrauch des Perfekts dem des griech. Aorist sich anzunähern, so dass zunächst nach Analogie der Verba des Wollens die des Könnens und Strebens, schliesslich aber alle, welche den Infinitiv überhaupt regieren, jenes Tempus gleichmässig bei sich haben. Dem früheren Sprachgebrauch ist diese Erweiterung fremd, und nur eine einzige Stelle des Plautus macht eine Ausnahme.[2]) Draeger entgegen bleiben wir dabei: es liegt hier unzweifelhafte Anlehnung an den Aorist vor. Diese Verwendung tritt ein bei den Dichtern der augusteischen Zeit nach Lucrez, dem gleichwie Catull die entschieden aoristische Anwendung noch unbekannt ist. Man kann diesen Umstand als interessantes Merkmal und als Massstab für Beurteilung der Frage gelten lassen, welche Dichter

---

[1]) Madv. l. c. p. 125. Draeger p. 255. — Das von Zumpt hierher versetzte Hor. Carm. III, 4, 25 tendentes Pelion imposuisse Olympo gehört besser zur folgenden Klasse *γ*. — Aber Lucret. 3, 68 volunt refugisse — recesse gehört hierher.

[2]) Aul. V., 1, 19 non potes probasse nugas cfr. Madv. p. 121.

dieser Periode den griechischen Einfluss auf sich wirken liessen. Properz z. B. als gelehrter und die Gelehrsamkeit gern zur Schau tragender Dichter zieht diesen Graecismus vor, hingegen Tibull gebraucht ihn nicht ohne Not infolge metrischen Bedürfnisses, weil die Infinitive des Praesens mancher Verba entweder gar nicht oder nur mittels Elision in daktylisches Mass zu bringen sind. Horaz, bei welchem griechischer Einfluss weniger bemerkbar, verbindet so die verba tendo, curo und laboro.[1])

δ. In allen Sprachperioden findet sich die Gewohnheit, nach den Verbis voluntatis den Infinitivus perf. pass. meist ohne esse zu setzen. Es geschieht dies vor allem bei energischen Willensäusserungen („ἐνεργικῶς“ sagt Bernhardy, Synt. p. 384 not. 4), um den Eifer und die Ungeduld, mit welcher auf die Erfüllung de Wunsches gewartet und gedrungen wird, deutlicher zutage treten zu lassen, als dies bei Anwendung des Praesens möglich ist. So bei Plautus 5, bei Terenz 4, bei Cicero 26, bei Livius mindestens 5 mal — bei allen vorwiegend nach volo, weniger nach nolo und cupio. Analogieen finden sich in andern Sprachen, wie im Mittelhochdeutschen[2]), ja auch im Griechischen (Herod. II, 173 ἐθέλοι κατεσπουδάσθαι).

ε. Noch erübrigt die letzte Gebrauchsform, in der weiter nichts als eine formale Ausgleichung zu erblicken ist. Nach den Praeteritis der Verba oportet, (decet, convenit), aequum est steht der Inf. perf., im Passiv wiederum meist ohne esse, wo wir das Praesens erwarteten. Madvig sagt darüber (Lat. Gr. § 407, 1 und

---

[1]) Die Notiz von Horkel (Analect. Horat. Berl. 1852 p. 139); Horaz verbinde die Inf. des Perf. vorzüglich mit den Verbis, »quorum ea vis est, ut tota ad futurum tempus spectent« — ist hiernach richtig; nur übersieht Horkel, dass nicht überall gleiche Bedingungen obwalten; denn in den oben erwähnten Fällen (unter *β*. und *γ*.) stützte Horaz sich entweder auf alten Sprachgebrauch oder er nahm Analogiebildungen nach dem Muster desselben vor; zu dieser Analogiebilduug aber gab griechische Redeweise wohl den ersten Impuls.

[2]) Iwein: er wil sich an iu gerochen hân; Nibel. n. Lachmann 321, 2; ich wolde sîn geriten; 1529, 4 und öfter.

Opusc. II. p. 120 not. 1): er bezeichne das, was hätte geschehen sollen; er fügt indes hinzu, dass das Verhältnis dieser Verba etwas verschieden sei von denen der Willensrichtung; er gesteht also einen Unterschied ein. Zumpt (§. 590) erklärt unbegreiflicher Weise den Inf. perf. act. in einem Plautinischen Beispiel dieser Art[1]) Cist. II, 3, 32 quo illam dedisset, exquisisse oportuit — aoristisch. Diese Stelle citiert Draeger §. 128 nach einer Stelle mit posse und vor einer ein Verbot enthaltenden des Terentius. Er hält mithin die Bedeutung des logischen Perfects hier aufrecht. Ungenau spricht er §. 443 d; statt »oportet mit dem Inf.« cet. musste er sagen: oportuit, oportebat. Diese Praeterita wenigstens finden sich bei Plautus, Terenz je 4 mal mit dem Inf. perf. pass. ohne esse; aus Cicero sind mir 6 Stellen bekannt (Cat. I, 2 quod iampridem factum esse oportuit fehlt bei Draeger, der sonst nicht behauptet haben würde, dass der Inf. überall ohne esse stände). Auch über aequum fuit mit folg. Inf. perf. schweigt Draeger; mit Praesens finde ich es bei Plautus und Terenz je 3 mal, mit Perf. bei Plautus 2 Stellen: Mil. 725 aequom fuit deos paravisse und Mil. 730 itidem divos dispertisse vitam humanum aequom fuit. Wer diese Verbindung genauer betrachtet, wird in Erwägung dessen, dass die Praesentia oportet und aequum est sonst ganz allgemein den Inf. des Praesens regieren — und zwar oportet in der älteren Latinität 26 mal — notwendig zu dem Schlusse kommen, dass hier eine einfache Attraktion zu Grunde liegt, indem das abhängige Perfekt (dispertisse, paravisse, exquisisse, cavisse und die übrigen passivischen) seine Existenz einzig und allein dem regierenden Perfekt verdankt, mit welchem es sich assimiliert hat. Meine Ansicht stützt sich noch auf weitere Gründe. Es war diese Ausgleichung der beiden Formen eine überaus nahe liegende. Denn in der Seele des Dichters begegnen sich zwei Gedanken (Mil.

---

[1]) Ausser diesem ist mir nur noch eins mit Inf. perf. act. bekannt: Amph. 544 cavisse oportuit.

wäre zu wünschen, dass die Götter teilten« — und »sie haben leider nicht geteilt«, d. h. sie sollten eigentlich geteilt haben, sie hätten teilen sollen, so dass der Wunsch, der vor der Seele schwebt und das, was wirklich geschehen ist, mit solcher Gewalt sich durchdringen, dass der stärkere Teil (die G. haben nicht geteilt) vermöge seines eigentümlichen Gewichts naturgemäss im Perfekt zum Ausdruck gelangt. So vollzieht sich auf psychologischem Wege der Ausgleich beider Gedanken und geht in die Rede über.[1])

b. Eine andere Tempus-Ausgleichung findet sich zuerst bei Cicero. Sie betrifft die consecutio temporum. Auf einen Hauptsatz im Imperfekt mit dem Modus der Irrealität folgt ein indirekter Fragesatz nicht mit dem Konjunktiv des Praesens, sondern des Imperfekts, welches dem Tempus des Hauptsatzes sich assimiliert hat. Cic. fam. §. 13 exponerem etiam quem ad modum viveremus (d. h. wie wir jetzt leben). Mehr Beisp. bei Draeger I, S. 316. Nach dieser Analogie wird diese Ausgleichung weiter übertragen auf Relativsätze, die in demselben Verhältnis der Abhängigkeit stehen Tusc. 1, 5, 9 si solos eos diceres miseros, quibus moriendum esset, neminem tu quidem eorum, qui viverent, exciperes. Ganz Analoges bietet der griech. Sprachgebrauch. Hier erscheint in Relativsätzen besonders mit *ἔδει, ἐχρῆν, προσῆκε*, welche in Abhängigkeit von einem im Modus der Irrealität stehenden regierenden Satze sich befinden, das Imperfectum statt des Praesens durch Ausgleich z. B. *εἰ πάνθ' ἃ προσῆκε πρατιόντων ἡμῶν κακῶς εἶχε τὰ πράγματα, οὐδ' ἂν ἐλπὶς ἦν* Dem. *εἰ ἐβουλόμεθα χρημάτων ὧν οἱ ἄλλοι εἶχον ἀντιποιεῖσθαι, — ἂν ἐξορμῶμεν* Xen. cet. vgl. Krüg. Gr. §. 54, 10, 6. Und wie im Griech. dieser formale Ausgleich auch auf Temporalsätze ähnlicher Art sich ausdehnt, so im Lat. auf Sätze mit temporalem cum, kausalem quod und cum, bei letzteren geschieht dies sogar ohne Abhängigkeit von einem kondicionalen Ver-

[1]) Der gleichartige Inf. perf. findet sich auch in griech. Sätzen, z. B. nach *συμφέρει* Dem. VIII, 3, hier jedoch ohne Ausgleichung und in echt perfektischem Gebrauch.

hältnis. Vgl. auch Cic. d. nat. d. 3, 28, wo uterentur statt utantur wegen des voraufgehenden Inf. perf. provisum esse sich findet.

Cicero wählt überhaupt, wie Draeger l. c. S. 318 dies durch eine Fülle von Belegen klar macht, ähnlich wie die Modi (wovon später) so auch die Tempora oft ohne Rücksicht auf das grammatische Verhältnis, sondern nur stilistischer Gleichförmigkeit wegen nach einem in der Nähe stehenden Verbalausdruck; so in Relativ- Temporal- Modal- Folge- Kausal- und Substantivsätzen.

Ueberhaupt können wir bereits früher Gesagtes hier nur wiederholen, dass man es endlich aufgeben sollte, fort und fort nach logischen Gründen für die bunte Mannigfaltigkeit des Tempuswechsels zu spähen. Man interpretiert dann nur das in die Klassiker hinein, was der subjektiven Auffassung gerade passend erscheint, was aber den redenden Menschen früherer Zeiten durchaus nicht in den Sinn kam. Mit einem Massstab alles und jedes zu messen, was in seiner Verschiedenheit betrachtet sein will, ist verkehrt. Unser durch andere Bildungselemente, als sie den alten Völkern zu Gebote standen, verfeinertes und gewitzigtes Urteil klügelt manches aus, was wir ohne weiteres auf jene übertragen, als ob zu jenen Zeiten die gleiche Zeit- und individuelle Bildung wie heutzutage die Sprechweise beeinflusst hätte. Nur das Unbewusste trägt zu allen Zeiten die gleichen Züge. Wir halten es demgemäss nicht für richtig, die Repräsentation durch den Konjunktiv des Praesens oder Perfekts in indirekter Rede, welche Tempora bei den lat. Klassikern mit Imperf. und Plusquamperf., den regelmässigen Temporibus, bunt wechseln, möglichst auf logische Gründe zurückzuführen. Dieser Vorwurf trifft auch ein sonst ganz vorzügliches und mit echt deutscher Gründlichkeit gearbeitetes Buch, Kühnast's Livianische Syntax. Psychologische Gründe sind dagegen hier und da am Orte. So veranlasst im Deutschen das Streben nach Deutlichkeit eine Beschränkung des Gesetzes, welches für gebildete, sorgfältige Rede angenommen ist, dass nach praesentischer wie praeteritaler

Verbalform des Hauptsatzes in abhängiger Rede im Nebensatze der Konj. des Praesens stehe. Es tritt nämlich bei den Formen des Plural stets das Praeteritum ein — weil im Plural des Praesens, ausgenommen bei »sein« Indikativ und Konjunktiv formal zusammenfallen. Vgl. Behaghel a. a. O. S. 67. Solche Differenzierungen sind also durch psychologische Vorgänge bedingt. Rein äusserliche Gründe können ferner massgebend sein, in Dichtungen der Reim, das Metrum, in Prosa das Bedürfnis nach Abwechselung, um die üble Monotonie der gleichlautenden Endungen der Verba zu vermeiden. Kaum einen anderen Grund hat der regellose Tempuswechsel z. B. bei Caesar b. g. I, c. 31 und 34; in letzterem folgen auf 11 praesentische Tempora 8 Nebentempora, dann 4 praes. und 4 Nebentempora. In dieser Hinsicht stimmen wir Draeger bei.

IV. Modus-Ausgleichung.

Was von der Tempus-Ausgleichung unter b gesagt ist, gilt auch zum Teil für die Ausgleichung des Modus Conjunctivus. Von Ausgleichungen des Indicativus wissen wir nichts.

Draeger giebt I, 304 f. nach den Vorarbeiten von Hoffmann, Lübbert und Aken eine gute Uebersicht über die Anwendung des lateinischen Conjunctivus, der wir im wesentlichen mutatis mutandis uns anschliessen.

Wo in der archaistischen Sprache in Nebensätzen noch häufig der Indicativ erscheint wie z. B. in Temporalsätzen mit cum und in der indirekten Frage, wird von einer späteren Zeit der Konjunktiv gesetzt, so dass dieser Modus immer mehr zum Zeichen der Unterordnung sich herausbildete. Nebensätze verschiedener Art, die aus grammatischen Gründen im Indicativ stehen sollten, nehmen jenen Modus auf vermöge formaler Ausgleichung, durch die sie in die Sphäre eines nahestehenden Konjunktivsatzes hineingezogen werden. Dieser Anwendungstypus erlischt mehr und mehr, nachdem er ein sehr weites Feld erobert hat. Dagegen überträgt sich der Konjunktiv in

noch späterer Zeit auf Temporal- und Bedingungssätze zur Angabe der wiederholten Handlung.

Eine Modus-Ausgleichung, die sich auf den Konjunktiv erstreckt, findet statt:

α. in Relativsätzen, die von einem im Modus der Irrealität stehenden Bedingungssatze abhängen: Cic. Tusc. 3, 16, 35 diceres aliquid — si ea bona esse sentires, quae essent homine dignissima (statt sunt). Weitere Beisp. bei Draeger I S. 317 und

β. in Kausalsätzen derselben Gattung. Cic. orat. 9, 16, 4 Servius facile diceret — quod tritas aures haberet. —

γ. in Relativsätzen, die von irgend einem im Konj. stehenden Satze abhängen: Caes. b. g. 2, 35 ut ab iis nationibus, quae incolerent —, mitterentur (fehlt bei Draeger). Cic. div. 1, 3, 5: nam cum Socrates — et ii qui ab eo essent profecti, manerent. 12 weitere Beispiele bei Draeger a. a. O. und 2 aus Caesar und Livius II. §. 487.

δ. in Substantivsätzen mit quod: Cic. rep. 1, 6, 11 mihi mirum videri solet, quod qui — negent posse, quod nec didicerint — iidem ad gubernacula se accessuros profiteantur.

ε. in Temporalsätzen: de sen. 12, 42 invitus feci ut — fratrem eicerem septem annis post quam consul fuisset.

ζ. in Kausalsätzen der Gattung γ: or. 7, 23 vel ut hortarer alios vel quod amarem meos.

So auch η. nach quamquam, das von einem regierenden Konjunktivsatze abhängig Phil. 6, 1, 3 u. a. Beisp. bei Draeger II §. 565.

Aehnlich ist ϑ. nach quam der Konj. durch formale Ausgleichung mit einem voraufgehenden Konj. zu erklären in den Stellen Cic. acad. 2, 3 cum eo postridie venissemus quam apud Catulum fuissemus. Caes. b. c. 1, 19 cum — timidius ageret, quam — consuesset. Liv. 1, 38, 5 ut non quietior populus domi esset quam militiae fuisset.

ι. Noch eine formale Ausgleichung des Konj. haben wir zu erwähnen, welche wir in der sehr sorgfältigen Darstellung der Bedingungssätze bei Draeger II. §. 547—551 in letzterem §. vermissen. Es sind bekanntlich lat. Sätze

möglich wie: Caius si Titus abibat, aegre ferebat, wo die Imperfecta die wiederholte Handlung in der Vergangenheit bezeichnen, gleichwie griech. ὁπότε (ὅτε, εἰ) ἀπίοι, χαλεπῶς ἔφερεν (ἤνεγκεν ἄν) = so oft er fortging. Steht aber die lat. gleichfalls gewöhnliche Konstruktion (vgl. Draeger §. 551): Caius si Titus abiret, aegre ferebat, so würde der Sinn ein wenig verändert sein: die bloss gedachte Bedingung wird durch den Konj. ausgedrückt, während der Hauptsatz mittels des Indikativs ein s t e t s eintretendes Faktum, also eine unausbleibliche Folge bezeichnen würde. Nun geschieht es öfters, dass in Sätzen letzterer Art der Konj. auch im Nachsatze ohne logischen Grund, sondern nur infolge einer Ausgleichung mit dem Konj. des Nebensatzes erscheint. Die genauen Kenner der Feinheiten des lat. Sprachgebrauchs werden mir beistimmen, wenn ich auf diese psychologische Art z. B. folgende Stellen erkläre: Cic. de fin. II, 20, 64. Dort beginnt die Periode mit den Verben finiebat — habebat — utebatur — adhibebat — aberat omnis dolor. Darauf folgt: qui si adesset, nec molliter f e r r e t et tamen medicis — u t e r e t u r. Man erwartet nach fünf Indik. auch hier ferebat — utebatur, der Konj. ist also durch Assimilation zu erklären. Aehnlich liegt die Sache bei Hor. serm. 1, 3, 5 Caesar si peteret-non quidquam p r o f i c e r e t - c i t a - r e t. Dort geht ein Indik. habebat vorher. Eine wiederholte Handlung liegt hier im Hauptsatze unzweifelhaft ausgedrückt. Derartige Stellen dürften sich noch mehr finden. Weitere Trajektionen des Mod. Conjunctivus s. unten III, 6. Ausgleichung des Infinitivs ebenda.

V. Genus verbi-Ausgleichung.

Eine solche ist anzuerkennen in dem Gebrauch des P a s s i v s zunächst von d e s i n o und c o e p i, welche Verba in dieser Form mit dem Infinitiv des Passivs nach allgemeinem Sprachgebrauch verbunden zu werden pflegen; während das Verbum finitum im Aktiv steht, sobald der Infinitiv medialen Sinn hat. Man sagt also in ersterem Falle iure c o e p t a appellarist Canes Plaut. Men. 718, im

anderen uva varia fieri coepit Cato r. r. 33, 4. So sagte man auch richtig loqui est coeptum, progredi est coeptum vielleicht weniger der Differenzierung wegen, weil sonst das sächliche Geschlecht (»man«) beim Gebrauch des Aktivs nicht zu erkennen wäre, wie Draeger §. 92, 2 annimmt — denn man hätte ja nur coeperunt zu sagen brauchen —, als vielleicht deshalb, weil progredio und loquo, jenes im altertümlichen, dieses im späteren Latein als Activa vorkommen und darum eine Auffassung der Infinitive loqui und progredi als Passiva keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört. Man vergl. nur die pass. Infinitive adipisci, arbitrari, aspernari, assectari, calumniari, conspicari, contestari, criminari, demoliri, dignari, exsecrari, ludificari, ordiri, partiri, polliceri, praedari, precari, uti u. a.

Vermöge einer ähnlichen Ausgleichung wie bei den Passiven von coepi und desino werden nun in alter Zeit auch die Verba possum, queo und nequeo in pass. Form mit pass. Infinitiven verbunden. So noch Lucr. 3, 1008 expleri nulla ratione potestur; ferner possitur, poteratur, possetur, quitur, queantur, queatur (noch Lucr.), quitus sum, nequitur, nequitum est bei Ennius, Pacuv., Accius, Plautus, Terent., Cato u. a.

II. Die reale Ausgleichung.

Die reale Ausgleichung erscheint, wie bereits früher entwickelt wurde, gewöhnlich in der äusseren Sprachform als eine grammatische Inkongruenz, die durch den Sinn bedingt wurde. Wo Form und Sinn kollidieren, lassen die meisten Sprachen vielfach den Sinn als das stärkere Element dominieren und die Konstruktion beherrschen: die formale Kongruenz weicht der realen. Dies ist die Konstruktion nach dem Sinne.

I. Reale Genus- und Numerus-Ausgleichung.

Analog den in der Morphologie beobachteten Vorgängen, die unter dem Namen Geschlechtswechsel bekannt sind, — dass nämlich Substantiva wie das lat. pulvis, ursprüng-

lich ein Neutrum, in die geschlechtige Deklination durch die Analogie des Nominativausgangs -is der i-Stämme wie piscis übergehen, ein Vorgang der seine Ursache in der äusseren Sprachform hat, — oder für unseren Fall richtiger analog der Verwandlung von »das Fräulein« in »die Fräulein« in der Sprache des Volkes (Grimm IV, S. 270), ein Vorgang, der aus Gründen des natürlichen Geschlechts, der inneren Sprachform erklärlich wird[1]): — darf in der lateinischen Sprache von dem grammatischen Geschlecht des Subst. abgewichen werden, wenn die Bedeutung auf ein anderes natürliches führt. Wir erwähnen nur die hauptsächlichsten Fälle.

a. Aus einem Neutrum, welches Personen bezeichnet, kann ein männlicher Begriff für das Attribut oder Prädikat entnommen werden. Am weitesten geht hierin wie überhaupt in allen Ausgleichungen der inneren Sprachform das Griechische. Wie man dort allgemein sagt ***τέκνον τιμηθείς, μειράκιον καλός, κεφαλὴ ἐξεληλυθώς*** (Dem.), welcher letztere Ausdruck mit dem russischen fem. golova »haupt«, als masc. häufig gebraucht, zu vergleichen ist: so sagt man lat. capita coniurationis virgis caesi ac securi percussi Liv. 10, 1. Aehnlich wird mancipium »Sklave« und servitium, ferner monstrum, am häufigsten aber milia behandelt. Cic. off. 3, 23, 91 (fehlt bei Draeger): mancipium — mendacem, aleatorem, ebriosum. Liv. 2, 20, 8 (fehlt bei Dr.) servitia — immemores; monstrum — qui 2 mal bei Cic. Für milia liefert jede Gramm. Beispiele. — So heisst es bei Ulfilas Gal. 4, 19 nach dem griech. ***τεκνία μου, οὓς πάλιν ὠδίνω*** barnilôna meina, thanzei aftra fita. Im Nhd. ist dies unmöglich. Es heisst daher im Ahd. meist ein wîb, tiu, Mhd. wîp, diu; Nhd. weib, die nicht unmöglich vgl. Grimm IV S. 269. Bei Tacitus wird auf auxilia — caesi, auf vexilla — eos bezogen.

b. So kongruiert überaus häufig ein Pronomen, welches sich auf ein Nomen in einem anderen Satze bezieht, nicht

[1]) Vgl. darüber K. Brugman in Kuhn's Zeitschr. 24, 47 ff., wo Beispiele aus dem Deutschen, Litauischen, Slav. angeführt werden.

im Genus und Numerus mit demselben. Es geschieht schon bei den Komikern, vgl. Draeg. §. 112, welcher die einschlägigen Fälle aufzählt. Wir vermissen daselbst nur den Fall, dass ein Pronomen auf ein Adjektiv bezogen werden kann, welches mit dem Genetiv eines konkreten Begriffs identisch ist, z. B. Caes. b. g. 1, 40, 5 servili tumultu, quos tamen = servorum tumultu. Im Deutschen kann man nicht gut sagen »im Sklavenaufstande, welche — unterstützt wurden.«[1]) Hier wird aber leicht ein Hauptwort, das im Satze nur als Teil eines Kompositums erscheint (Weltbau, Weinjahr, Menschenleben), in Gedanken abgelöst und so behandelt, als wäre es selbständig vorhanden, z. B. »die Dauer eines Weltbaues hat durch die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung eine Beständigkeit in sich, die« u. s. w. (Kant, Theorie d. Himm.); »man sagt, dass Weinjahre jedes eilfte wiederkehren« (J. Grimm, Rede auf Schiller); »es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo er« u. s. w. Hier hat das erste Subst. im Kompositum, das Bestimmungswort der Komposition, noch seine volle Kraft als Genetiv. subj. bewahrt.

c. Die reale Numerus-Ausgleichung, die im Plural des Prädikats bei kollektivem Subjekt liegt. Im Hinblick auf die ausführliche Beispielsammlung von Holtze II. S. 198—200 aus dem älteren Latein und auf die Gruppierung der hierhin gehörigen Konstruktionen bei Draeger S. 100, sowie auf Grimm IV S. 194 ff. verweisend, welcher deutsche, lat. und griech. Analogieen gesammelt hat, verzichten wir auf weitere Belege. Schon Grimm hat hervorgehoben, dass diese Konstruktion, welche in grammatischer Einheit die Vielheit des Begriffs erfasst, etwas Lebendiges enthält und in den meisten Sprachen begegnet. Nur das, was Draeger S. 178 über die Verbindung zweier Nomina mit cum und darauf folgendem Plural des Prädikats sagt, bedarf einer Ergänzung. Er nennt diese Behandlung von cum (z. B. ipse dux cum aliquot principibus capiuntur

---

[1]) »Ein streitendes Gestaltenheer, die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten.« Schiller.

und mit Uebertragung des Plural auf die Apposition: filiam cum filio accitos), für welche zahlreiche Belege aus dem Sprachgebrauch aller Zeitalter vorliegen, eine Abnormität. Eine solche können wir nicht darin finden; es ist keine Ausnahme von der Sprachregel, sondern eine thatsächliche Veränderung der Regel selbst, die ganz gesetzmässig erfolgt ist. Denn wie Paul, Princ. S. 225 ausführt, können »Praepositionen zu wirklichen Konjunktionen übertreten, im Nhd. ausser und ohne vgl. niemand kommt mir entgegen ausser ein Unverschämter (Lessing); wo ist ein Gott ohne der Herr« (Luther)[1]). Sehen wir in dem lat. Beispiel auf die Gestalt des Prädikats, so ist cum unzweifelhaft als Konj. anzuerkennen. Mit anderen Worten: es liegt eine Unterordnung nur anscheinend vor, dem Sinne nach ist es eine Beiordnung = dux et principes, wie Mhd. ez wâren — tiure vleisch mit ten vischen Iw. 6215 = vleisch unde vische. Gleich cum erscheint griech. öfter μετά wie eine Konjunktion.

Andere Konstruktionen nach dem Sinne übergehen wir, soweit sie Analogiebildungen sind, wie z. B. die Ausdehnung der eben erwähnten Verbindung auf indirekte Fragesätze mit Disjunktivpartikeln (Liv. 30, 32, 2 Roma an Carthago iura gentibus darent, — scituros) gehören sie in den nächsten Abschnitt, welcher von Verbindungsweisen handelt, die als eine Erweiterung formaler und realer Ausgleichungen angesehen werden müssen.

II. Der Gebrauch der Adjectiva beim Verbum statt in der Sprache vorhandener Adverbia beruht auf einer Begriffsattraktion, indem die nähere Bestimmung des Verbs durch Trajektion zum Substantiv gefügt wird. Solche scheinbar für ein Adv. stehende Adjectiva prädikativer Natur kennt die altrömische Sprache, besonders die Volkssprache. Hier werden bemerkt libens, solus, citus, desertus

---

[1]) Wir fügen hinzu Jes. 45, 5 kein Gott ist ohne ich, dagegen ist ohne Präp. oder der Accus. durch Attraktion an den vorhergehenden Acc. zu erklären in der ganz ähnlichen Stelle Hos. 13, 4 du solltest keinen anderen Gott kennen — ohne allein mich.

und namentlich nullus. Wie im Gr., so werden auch im Lat. eine ganze Klasse der Adv., die adv. temporis, oft in das betreffende Adjektiv umgesetzt. Wenn Plaut. Asin. 2, 4, 2 sagt: is nullus venit, Tibull a. a. O. hodiernus venis, so ist diese Uebertragung unmittelbarer und konkreter als das Adv., welches nur eine Modalität des Handelns ausdrückt. Dass solche Redeweisen gerade in der Volkssprache auftauchen, ist natürlich. Diese liebt wie die dichterische Rede das Konkrete und Sinnliche. Die dichterische Rede gebraucht überhaupt, dies sehen wir überall und schon das Volksepos beweist es, viel mehr die Freiheit der sprachlichen Neubildung als die Prosa, ja selbst mehr als die Alltagssprache. Die altertümliche bei Cicero und in der späteren Prosa wieder vorkommende Negierung mit nullus ist offenbar eine Wiederaufnahme eines im Volke nicht erloschenen Gebrauches. In der populären, archaistisch angehauchten Redeweise des Apulejus befremdet sie daher nicht. Sie ist analog der von uns noch zu erwähnenden doppelten Negierung im Grunde eine unlogische Ausdrucksweise, da sie das doch existierende Subjekt leugnet, und dient wie jene zur Verstärkung der Verneinung.

In die hier berührte Klasse gehören auch die Strukturen propior hostem collocatus, proximi Rhenum incolunt u. ä., nur dass hier zugleich eine formale Ausgleichung mitgewirkt hat, indem der zunächst nach dem Adverb. prope, sodann nach propius und proxime übliche Accus. auf die Adjectiva in weiterer Analogie übertragen wurde.

Diese syntaktischen Verhältnisse sind sprechende Zeugen für die vielfach verzweigten und verschlungenen Pfade sprachlicher Entwickelung und Fortbildung auf dem Wege der Analogie. Verfolgen wir einmal diese Schicksalsstrasse, sie ist lehrreich.

Zuallererst war prope — wie griech. *ἐγγύς, ἐγγύθεν, ἐγγύθι,* goth. nêhva — reines Adverb: Cato r. r. 1 oppidum validum prope sit. Plaut. Bacch. 4, 6, 4 quis loquitur prope? gr. *ἐγγύθεν ἐλθών, ἐγγύθι ναίει*; goth. nêhva ist asans, ahd. nâh ist sumar, mhd. nâch, nhd. nahe.

Auf der nächsten Stufe erstarrt das Adverb zur Präposition und regiert verschiedene Casus, im Lat. zunächst durch Verbindungen veranlasst wie quis homo est qui nostras aedes accessit prope? = prope nostras aedes accessit Plaut. Most. 2, 2, 16; daher prope me loquitur Plaut. Pers. 99; gr. *ἐγγύθεν εἶναι, ἑστηκέναι τινί* und *ἐγγύθι Πριάμοιο*; goth. nêhva imma, ahd. saz nâh truhtines fuozun.

Drittens, nachdem prope als Präp. mit Acc. sich als Anwendungstypus befestigt hatte, übertrug man diesen Casus auf die Gradus propius und proxime, die als frühere Adv. nun sich isolierten und Präpositionen wurden in späterer Latinität: propius tumulum (Caes.), pr. Albam (Liv.), proxime Pompeium sedebam (Cic.); gr. *ἐγγυτάτω τοῦ κρατίστου* (Xen.)

Viertens diente prope wie goth. nêhva, ahd. nâh, mhd. nâhe, nâ und nhd. nahe zugleich als Adjektiv, das beweisen die Verbindungen mit esse cet. und die Gradation propior, proximus, nâhisto, nâheste, näher, nächste (gr. *ἐγγύτερος* Jul. *ἐγγύτατος* Thuk. Luk.) Als Adjectiva haben nun propior (nicht prope), proximus nach Analogie von propinquus und vicinus meist den Dativ bei sich, während die komparierten Adverbia nach Analogie von prope meist den Accusativ verlangen und den Dativ nur durch Anlehnung an die Adj. ermöglichen (gr. steht Gen. häufiger als Dativ). Regieren nun aber

fünftens propior und proximus den Accusativ, so ist diese ratio inversa eine Analogiebildung nach dem Muster von propius und proxime mit dem Accusativ, eine Uebertragung der Konst. der adverbiellen Präpositionen auf die Adjectiva, die wiederum so den Wert von Präpositionen erlangen. So ist der Kreislauf vollendet; die Strasse, welche in der Mitte abbog, kehrt wie ein griechischer Diaulos zum Ausgangspunkt in gewundenem Laufe zurück, denn propior und proximus sind in ihrer Verwendung, wie wir oben sahen, ganz dem Adverb ähnlich.

III. Die Kombinations-Ausgleichung.

Wir haben bisher zwei Arten der Associationsbildungen kennen gelernt, die schlichte Formübertragung, die formale Ausgleichung, und die Sinnübertragung, die reale Ausgleichung. Wir sahen, dass es noch eine dritte Art giebt, indem durch Ausgleichung zweier sich gegenseitig beeinflussender Sprechweisen Neubildungen erfolgen. Genügten früher zwei Elemente, von denen eins durch das andere beeinflusst wurde oder eins mit dem andern einfach sich ausglich, so haben wir hier oft drei Elemente und es handelt sich um das Aufsuchen der vierten Proportionale zu drei gegebenen Grössen. Der psychologische Vorgang ist indes in allen Fällen derselbe. Die Bildung sui recipiendi facultas geschieht im Grunde auch nach einem Musterverhältnis und lässt sich auf die mathematische Formel einer Proportion zurückführen facultas recipiendi: facultas recipendi se = facultas sui: facultas recipiendi sui oder umgekehrt. Bei der Schöpfung von interdico alicui foro dagegen sind es die beiden bereits fertigen Formen interdico alicui forum und intercludo aliquem foro, deren Verhältnis als leitendes Muster dient, um für interdico den zugehörigen Ablativ zu finden. Dort war eine fertige Form und eine grammatische Abstraktion, die der sprachschöpferische Trieb unbewusst machte, hier sind zwei fertige Formen, ein Reihenparallelismus, aus dem eine proportionale Analogiebildung hervorgeht, wie man sie wohl nennen könnte, wenn dieser Name nicht zu lang und unbequem wäre. Wir haben den Namen Kombination für passender angesehen, schlagen daher für diesen Process den terminus Reihen-Ausgleichung oder Kombinations-Ausgleichung vor, wenn das einfachere »Kombination« ihn nicht erschöpfend charakterisieren sollte.

Sollten die Fälle, die wir als hierher gehörig verzeichnen, manchem nicht sofort als solche proportionellen Analogieschöpfungen erscheinen, so zweifeln wir doch nicht daran, dass es möglich ist, stets zwei Reihen aufzufinden, aus denen sie als dritte Reihe hervorgegangen sind. Es

würde ermüden, wollten wir jedesmal und in allen Beispielen die psychologische Analyse soweit ausdehnen, dass wir die Grundformen verzeichnen. Aber als gemeinsames psychologisches Characteristicum dieser »Ausgleichung zweier Gedankenformen« wird überall sich ergeben: Zwei verschiedene syntaktische Strukturen, die im Bewusstsein des Sprechenden irgendwie mit einander associiert sind, steigen in einem Moment, wo von dem Zweck des Sprechenden eigentlich nur die eine von beiden gefordert wird, alle beide im Bewusstsein auf und gleichen sich in der Weise durch gegenseitigen Einfluss aus, dass bei der Verleiblichung der vorgestellten Sprachformen durch die Sprachorgane von jeder der beiden ursprünglich getrennten Vorstellungen ein Merkmal zum Ausdruck gelangt. Ob eine derartige Neuerung nur von einzelnen Individuen vorgenommen wird und auf deren Sprache beschränkt bleibt oder zur allgemeinen Norm in der Sprachgenossenschaft wird, ist zur Beurteilung des psychologischen Processes an sich gleichgiltig.

Da es unmöglich ist, alle derartigen Ausgleichungen aufzuzählen, begnügen wir uns mit Angabe der auffallendsten und lassen z. B. einfache Analogiebildungen wie consulere, obsecrare, venerari, exigere mit doppeltem Acc. nach Analogie von rogo, oro, posco; iubeo, persuadeo, ausculto mit Dat. nach Anal. von impero, *πείθω*, audio cet. fort.

I. Kombinations-Ausgleichungen im Bereiche des Nominativs.

Im Griechischen finden wir Konstruktionen wie *ἔδοξεν αὐτοῖς ἐθελονταὶ ἰέναι, ἔδοξεν αὐτῷ μόνος ἐλθεῖν* oder *αἰδώς μ' ἔχει ἐν τῷδε πότμῳ τυγχάνουσα.* Diese Konstruktion *κατὰ σύνεσιν* ist durch eine Kombination zweier Redeformen zu erklären: *ἔδοξεν αὐτῷ μόνῳ ἐλθεῖν* (eine formale Ausgleichung, die wie oben erörtert ganz üblich ist) und *ἐβουλήθη μόνος ἐλθεῖν.* Sagen wir: er beschloss, so ist damit der Sinn allerdings richtig wiedergegeben, aber der zugrunde liegende Vorgang nicht aufgehellt. Im letzten Beispiele hat die

Redeform folgende Genesis: αἰδ. μ' ἔχει — τυγχάνουσαν + αἰσχύνομαι τυγχάνουσα sind infolge der zwischen beiden Strukturen obwaltenden Aehnlichkeit eine Verschmelzung eingegangen. Analoge Vorgänge unserer Sprache finden sich im Alth. u. Mhd., bei Hans Sachs und Opitz, auch bei Luther, Goethe und Schiller. Luther: es wird dem Gottlosen nicht wohl gehen und wie ein Schatten nicht lange leben = der Gottl. wird sich nicht wohl befinden und er wird nicht lange leben oder: dem Gottl. wird es nicht wohl gehen und langes Leben nicht beschieden sein. Opitz: nicht wünschen was ihm fehlt ist seine ganze Lust, lebt ausser Furcht und Trost, d. h. er lebt. Schiller, G. n. d. Eis: da wurd' ihm gleich das Auge feucht, und meinte seiner Pflicht zu fehlen. Wallenst.: Geworden ist ihm eine Herrscherseele und (er) ist gestellt. Vergl. die regelwidrige Beziehung des Particips bei Goethe: »zu Hauf euch sehend scheint mir ein Zikadenschwarm herabzusteigen«, wo das undeklinierte Particip den Dativ vertritt. Solche Participalkonstruktionen sind bei Goethe nicht häufig; er wählt so auffallende Formen, die an griech. Verbindungsweisen erinnern, selten.

II. Kombinations-Ausgleichungen im Bereiche des Accusativs.

a. Nach Analogie des Sanskrit, Zend, Slavischen und Griechischen können auch im Lateinischen Nomina, welche dem Infinitiv oder Participium ihrer Bedeutung nach nahe stehen, wie Infinitive und Part. mit dem Accus. verbunden werden, z. B. die Adjectiva auf — bundus, welche ursprünglich die Bedeutung eines Part. Praes. haben: populabundus agros; vitabundus castra, classem (Sall.), griech. ἐπιστήμονες ἦσαν τὰ προσήκοντα (Xen.) ἔξαρνοί εἰσι τὰ ὡμολογημένα (Isokr.) So Substantiva: dator divitias; iusta orator Plaut. Amph. 34; Σωκράτης τὰ μετέωρα φροντιστής. Bei Plautus erscheinen nun bekanntlich auch die Verbalsubstantiva curatio, receptio, tactio, aditio, notio mit Objektsaccusativ: quid tibi nos tactiost? Im Griech. wird Eur. O. 1069 ἓν μὲν πρῶτά σοι μομφὴν ἔχω von Draeger als Analogon herangezogen;

wie uns scheint, lässt sich diese Konstruktion, in der μομφὴν ἔχειν = μέμφεσθαι ist, eher als Analogon zu infitias ire, animum advertere aliquid verwenden. Der Plautinische Gebrauch dieser verbalen Konstruktion ist also dem Latein eigentümlich, und die regelmässige Verbindung mit dem Dat. tibi scheint zu beweisen, dass quid tibi hunc receptiost virum? aus einer Ausgleichung der Formen quid recipis hunc? und quid tibi huius receptio est viri? hervorgegangen ist. Diese Subst. auf — io hat Plaut. 3mal mit Genetiv.

b. Nach Analogie von animum advertere aliquid (animadvertere), in welcher Redeform der eine Accus. dem Prädikat angehört, verschmilzt häufig der Acc. mit dem Verb gleichsam zu einem zusammengesetzten Verb und von diesem Verbalbegriff kann wiederum der gewöhnliche Objektsaccusativ abhängen. Der eine Accusativ erscheint also isoliert. Nach diesem Muster wird so infitias ire, auctorem esse, animum inducere aliquid gebildet, vgl. deutsch ein Schiff, jemand kielholen, etwas handhaben, preisgeben. Als dieser Anwendungstypus sich hinlänglich befestigt hatte, ging man einen Schritt weiter und schuf die Analogiebildung iusiurandum adigere aliquem statt des ebenfalls gebräuchlichen Abl. oder der Präp. ad. Und Plautus erlaubte sich sogar die Kombinationsbildung Truc. 4, 2, 49 ego manum te iniciam.

c. Aus den Redeformen doceri aliquid und erudiri, imbui aliqua re entwickelt sich durch Ausgleichung: Graecas res eruditi erant (Gell.) und nec quidquam prius imbuuntur Tac.

d. Noch eine deutsche sowie eine griechische Ausgleichung verdient hier Erwähnung. Schon im Ahd. erscheint nämlich mih ist wuntar, Mhd. mich ist michel wunder (Grimm IV S. 246) kombiniert aus: mich nimt (hat) wunder + mir ist wunder; daneben ist im Mhd. wie im Nhd. mich wundert ganz verbreitet. Den sich wundernden hat, nimmt oder ergreift das Wunder; die Ausdehnung der ungewöhnlichen Konstruktion mit dem Acc. auf die Umschreibung mit sein ist so natürlich. Aehnlich mih ist niot (me delectat) neben Ahd. mih niotôt und

Alts. was im (= eis) niud mikil Hel. 6, 3. 13, 8. vgl. 41, 22. 47, 19.

Im Griech. kommt bei den Verbaladjektiven auf —τέος folgende Konstr. vor: Arist. av. 1236: *ὄρνιθες ἀνθρώποισι νῦν εἰσιν θεοί, οἷς θυτέον αὐτούς* (= Götter, denen sie opfern müssen), *τὸν βουλόμενον εὐδαίμονα εἶναι σωφροσύνην διωκτέον, οὐ δουλευτέον τοὺς νοῦν ἔχοντας τοῖς κακῶς φρονοῦσιν* Isokr. So Thuk. 1, 86, 2 *διακριτέα καὶ αὐτοὺς βλαπτομένους*. In allen diesen Fällen findet sich also bei der unpersönlichen Konstr. der Accusativ des Subjekts an Stelle des sonst üblichen Dativs, welcher sowohl bei der persönlichen Konstr. immer als bei der unpersönlichen gewöhnlich einzutreten pflegt; in Thuk. 8, 65, 3 steht er sogar neben dem Acc. innerhalb desselben Satzes: *ὡς οὔτε μισθοφορητέον εἴη ἄλλους — οὔτε μεθεκτέον τῶν πραγμάτων πλείοσιν*. In diesen Verbindungen mit dem Accusativ erblicken wir eine proportionale Analogiebildung durch Ausgleichung der beiden Reihen *οἷς αὐτοὺς δεῖ θύειν* + *οἷς θυτέον αὐτοῖς* bez. *τὸν βουλόμενον — δεῖ διώκειν* + *τῷ βουλομένῳ — διωκτέον*. Die Analogiebildung wurde offenbar zuerst aus Gründen der Deutlichkeit, um der Differenzierung willen vorgenommen, da sonst bei zwei Dativen in den Stellen aus Arist. und Isokr. das handelnde Subjekt im Dunkeln blieb; später übertrug sich die Neubildung auf Fälle, wo diese Vorsicht nicht nötig war.

e. Aus einer Kombination zweier Redeformen entwickelte sich ferner eine seltene Konstruktion des Verbums licet. Bei Plautus und Terenz giebt es etwa 12 Stellen, wo darnach der Acc. c. inf. steht, zwei, in denen der Dativ praedikativ auf einen vorhergehenden Dativ bezogen wird, über welchen Ausgleich wir bereits unter I, 11 c η geredet haben. Allein nach Ausschluss der Stelle Caes. b. c. 3, 1 quo per leges ei consulem fieri liceret, welche wegen der in den Codd. üblichen Kurzschrift CONS. keine Beweiskraft hat (vgl. Madv. Opp. II, S. 28), bleiben mindestens 3 Stellen übrig, wo eine aus den eben genannten vermittelte Redeform erscheint: Cic. Balb. 12, 29 si civi Romano licet esse Gaditanum. Ovid. Her. 14, 64 mihi non

licet esse piam. Quint. 4, 4, 6 procuratorem tibi esse non licet. In Caes. b. g. 6, 35, 8 schwanken die Handschriften wie die Herausgeber zwischen quibus jam licet esse fortunatissimis und fortunatissimos. Analoges im Griech. Kr. §. 55, 2, 7.

Endlich sei noch ein singulärer Fall für viele ἅπαξ λεγόμενα erwähnt. Es ist die Cornelstelle 5, 4, 3 quod facere nullum diem praetermittebat. Man erwartete nur nullo die — oder nullum diem praet. quin faceret. Das sonst nirgends mit dem Inf. verbundene praetermitto befolgt hier die Analogie von mitto, omitto, remitto, intermitto, neglego, relinquo (»unterlassen«), praetereo u. a., nach denen die lat. Sprache aller Zeiten den Inf. kennt. Draeger, der §. 424, 7 eine Menge Belege hierfür giebt, erwähnt dagegen hier praetermitto und §. 428, 8 jene structura media von licet nicht.

III. Kombinations-Ausgleichungen im Bereiche des Dativs.

Nach Analogie der vorhin unter dem Accusativ 1, b erwähnten Kategorie findet sich eine später nicht mehr empfundene Kombination zweier Redeformen bei dicto audientem esse alicui, indem auch hier durch Isolierung dicto adverbial gebraucht wurde und mit audientem esse zu einem Begriff verschmolz. Dieser Gebrauch findet sich schon bei Plautus und Cato, bei Cicero, Livius und Nepos.[1]) Man sagte zuerst audiens sum tibi nach audio, oboedio tibi, dann audiens sum dicto tuo, dictis tuis, dicto imperatorum. Zu vergleichen ist gr. σοὶ λαὸς Ἀχαιῶν ἐπιπείσονται μύθοισιν und κέκλυτέ μευ μύθων Hom.

Ueber den schon bei Plautus vorkommenden Dat. bei Verbalsubstantiven vgl. Draeger §. 196; was das Griech. anbetrifft Brugman, Ein Problem der homer. Textkritik S. 138 ff., wo Analoga aus dem Slav. angeführt werden. Dieser (nach Delbrück) vielleicht schon proethnische Dativ

[1]) Als Kuriosum sei hier verzeichnet, dass H. Ebeling in seiner Cornelausgabe zu Lys. 1, 2 dicto audientes imperatoribus non erant — dicto für einen Abl. causae (!) erklärt.

ist möglich geworden, weil die geläufige Konstr. des Dat. mit dem verb. subst. im possessiven Sinne vorschwebte.

Um auch das Griech. heranzuziehen, gedenken wir der Konstr. von *χαλεπῶς* und *βαρέως φέρειν* mit dem Dat.: *χαλεπῶς φέρω τοῖς παροῦσι πράγμασι* Xen. = *χαλ. φέρω τὰ παρόντα πράγμ.* + *ἄχθομαι τοῖς παρ. πρ.*; *ἀγαπᾶν, στέργειν τινί* = *ἀγ., στέργ τι* + *ἀρέσκομαί τινι* = Mhd. mich genüeget, genuoget, Nhd. mir genügt daran. Der Dativ im Spanischen z. B. bei á ella amo kann als eine *ἀγαπᾶν τινι* analoge Redeform nicht angesehen werden, obwohl auch der Accus. ausser dem Dativ bei diesem wie bei anderen transitiven Verben vorkommt. Wie schon Grimm IV S. 706 nachgewiesen, dient dieser span. Dativ (d. h. die Umschreibung durch die Präp. á) nur dem Bedürfnis, den persönlichen Ausdruck hervorzuheben, was durch den lebhafteren Casus des Dat. eben geschieht.

IV. Kombinations-Ausgleichungen im Bereiche des Genetivs.

a. Es sei zuerst einer einfachen Analogiebildung gedacht. Wie im Mhd. nach Adjektiven, die Freigebigkeit, Geiz, Gier bezeichnen, z. B. milt, gîtec der Genetiv steht (si was ir guotes milte Wigal. 9175, gîtec übler dinge Ben. 359), im Griech. nach *φειδωλός* und *ἀφειδής*: so im Lat. nach Analogie von liberalis, profusus auch nach prodigus, parcus, während prodigus ganz regelrecht mit in und dem Abl. verbunden wird bei Cic. ep. ad Br. 1, 15 in honoribus decernendis prodigi — und parcus meist mit dem Abl., in und dem Abl., seltener in und dem Acc. konstruiert wird Plaut. Rud. 4, 2, 14 opera haud fui parcus mea. Cic. Balb. 22. Plin. pan. 3, 3. 83, 7. So ist der Genetiv bei alienus statt des Abl. oder ab bekannt. Andere Adj. und adjektivische Participien mit Gen. übergehen wir gleichermassen wie die Analogiebildung voti, votorum et damnari et liberari und betrachten dagegen die Struktur

b. venit mihi in mentem alicuius. Bei den Verben »sich erinnern« und »vergessen« steht bekanntlich der Genetiv infolge realer Ausgleichung, weil sie den Sinn von memorem bez. immemorem esse haben. Sagt man aber venit mihi Platonis in mentem, so liegt dieser Analogiebildung eine weitere Ausgleichung der Formen venit mihi Plato in mentem + reminiscor Platonis zugrunde. Die erste dieser beiden Reihen, d. h. die persönliche Struktur, ist aus Terenz bekannt, nicht minder wie die zweite und die durch Kombination daraus gebildete.

c. Was Draeger §. 212 unter dem Genetivus graecus zusammenfasst, beruht durchaus nicht alles auf Gräcismen, sondern manches ist durch einfache Analogie zu erklären. Warum soll Plautus cupiunt tui (Mil. 963) nicht nach den ihm geläufigen Verbindungen cupidus eius und cupiens tui gebildet haben? letzteres findet sich Mil. 4, 2, 58 und bei Ter. Hec. 1, 2, 67. Bei vereri c. gen. giebt Draeg. die Analogie von pudet selbst zu, ebenso bei fastidire die von piget und taedet.

d. Bekannt sind lat. Konstruktionen nach der Form: mos dierum per menses digerendi, eine Verbindung des Nomens mit zwei Genetiven, von denen einer scheinbar vom Gerundium abhängt. Sie haben schon manchen Grammatiker arg gequält und veranlasst, die unbequeme Form durch einen Gewaltstreich mittels einer Konjektur aus der Welt zu schaffen, was stellenweise gebilligt worden ist wie Liv. 24, 23, 1, wo man jetzt comita praetoribus creandis liest, oder Tusc. 5, 70, wo Madvig studium illius aeternitatis imitandi in stud. aeterni status imitandi geändert hat, oder Gell. 7, 14, 4 imponendi poenae studium, wo Madv. poenas schreibt. So ändert Oudendorp auch das jetzt wiederhergestellte licentia diripiendi pomorum Suet. Aug. 98. Aber selbst wenn wir die Emendationen jener Stellen für völlig begründet und annehmbar halten, so bleiben doch immer noch mindestens 16 Stellen übrig, die glaubwürdig bezeugt sind und zwar 2 bei Plautus: Capt. 1008 lucis das tuendi copiam. 852 nominandi istorum tibi erit magis quam edundi copia; 2 bei Terent.

Heaut. 29 novarum spectandi copiam. Hec. 372 eius videndi cupidus (eius ist Fem., nämlich Philumenae); Lucret. hat eine Stelle 5, 1223 poenarum solvendi tempus; eine findet sich bei Varro l. l. 5 pag. 5 Bip.: quorum verborum quattuor explanandi gradus, eine ältere bei Varro r. r. 2, 1 principium generandi animalium, 6 bei Cicero (vgl. Draeg. §. 597, 1, d.), 3 bei Gellius (davon fehlt 16, 8, 3 bei Draeger) und eine bei Fronto.

Zur Erklärung dieser Redeweise hat man gar mancherlei versucht. Eine Interpretation anderer Gelehrten schickt Madvig der seinigen zu Cic. d. fin. 1, 18 §. 60 voraus, und zwar die von Stallbaum und Kritz, deren Ansicht soviel ich sehe auch Draeger zu der seinigen gemacht hat. Aber eine und wohl die älteste Erklärung ist nirgends erwähnt. Sie findet sich bei C. F. Heinrich. Epimetr. ad Twesten. de Hesiod. O. et D. S. 72 f. und ist höchst merkwürdig; von diesen doppelten Genetiven nämlich sei einer, der des Nomens, »obiecti«, der andere »explicandi obiecti«. Ein solcher Genetiv ist schwer zu begreifen. Man kennt zwar einen Accusativus obiecti explicantis oder der Beziehung, in welchen Casus das von gewissen Zuständen oder Eigenschaften einer Person betroffene Glied gesetzt wird, so dass er ursprünglich eine unmittelbare Ergänzung des Verbums ist. Aber ein Genetiv zur Erklärung des Objekts im Genetiv ist uns unfassbar. Nicht viel besser ist die Erklärung von Stallbaum, Kritz (zu Sall. Cat. 31) und Draeger. Sie sagen, in solchen Stellen sei das Gerundium mit dem regierenden Substantiv (oder Adj.) zu einem Begriff vereinigt, von welchem der zweite Genetiv abhänge. Wäre dies richtig, so würde damit der lateinischen Sprache ein in so hohem Grade entwickeltes Sprachbewusstsein vindiciert werden, dass es daneben gerade wunderbar erscheinen müsste, weshalb nicht der Infinitiv als Verbalsubstantiv sich derart entwickelte, dass man z. B. sagte: colere agrorum »das Bestellen des Feldes«, wie doch im Deutschen von solchen verbalen Subst. ein Genetiv leicht abhängig gemacht wird. Man darf zudem nicht vergessen, dass ein Teil jener Konstruktionen schon

der älteren Latinität angehört, der man unmöglich eine solche Sprachkünstelei zutrauen darf. Madvig verwirft aus anderen Gründen mit Recht jene Erklärung und fällt folgendes Urteil: »In loquendo Latini utroque trahebantur ut et gerundium tenerent ac verbi notionem primariam facerent (e. gr. facultas condonandi agros) et substantivum substantivo coniungerent subjecto gerundivo (facultas agrorum condonandorum). Antiquo igitur tempore oratio interdum in medio substitit ut diceretur: facultas agrorum condonandi.« Eine genügende Erklärung ist auch dies noch nicht; die Stellen aus Plautus und Cicero, der besonders in seinen philosophischen Schriften oft die Freiheit des leichten Konversationstones sich gestattet, beweisen hinlänglich, dass die Entstehung dieser Redeweise auf psychologischem Gebiete zu suchen ist, indem in der Seele des Redenden jene beiden Formen auf die eben geschilderte Art sich associiert und ausgeglichen haben, so dass die so gebildete Form ein deutliches Bild der dem Reden voraufgegangenen psychischen Bewegungen ist. Dass im Griechischen analoge Strukturen mit zwei Genetiven, einem des substantiv. Infinitivs, einem des davon abhängigen Genetivs, vorkommen, beweist Dem. Ol. 2, 4 *τούτων — τὸν καιρὸν τοῦ λέγειν*, über welche Näheres am Schlusse dieses Kapitels gesagt ist.

V. Kombinations-Ausgleichungen im Bereiche des Ablativs.

a. Interdico alicui aliqua re haben wir bereits als Beispiel gebraucht und erklärt. Selbst bei der seltenen persönlichen Konstruktion im Passiv findet sich zum Zeichen wie fest die den Accusativ fast gänzlich verdrängende Neubildung des Ablativ eingewurzelt ist, neben mihi res interdicitur auch interdicor omni iure, cibo.

b. Impertio alicui aliquid und dono aliquem aliqua re giebt die Konstr. impertio aliquem salute, nuntio (Plaut. Ter.) donis, osculo (spätlat.) Wenn aber bei Ennius gesagt wird impertio cum aliquo (quicum) mensam sermonesque, bei Tibull 1, 6, 64 proprius tecum

annos contribuisse velim, so schwebte im ersteren Falle dem Dichter vor impertio tibi mensam + partio tecum m. sermonesque (vgl. Plaut. Asin. 2, 2, 5 praedam cum illis partiam) — im anderen Falle contribuo tibi annos + communico (confero, partior) tecum annos. Auch diese beiden Gebrauchsweisen aus der Syntax der Präpositionen mögen uns für viele andere genügen, die sich hier citieren liessen.

c. Wenn die Komiker nimio (Abl. mens.) mit dem Positiv verbinden, z. B. Plaut. Men: 5, 2, 69 nimio haec impudenter negas, so dachten sie an den Gebrauch von nimio mit dem Komparativ und zugleich an nimis mit dem Positiv. In ähnlicher Weise ist paulo tolerabilis Ter. Heaut. 1, 2, 31 zu erklären. Wenn aber Cic. de or. 2, 21 verba paulo nimium redundantia Parad. 3 paulo se movit extra numerum sagt, so ist ihm paulo als Abl. mens. wohl noch bewusst gewesen, denn nimium war ihm komparativisch oder nimium redundantia = abundantiora. Vor extra wie vor aliter und secus, welche Komparativ-Bedeutung haben, ist paulo gleich nimio und multo jedenfalls noch als Abl. empfunden worden.

VI. Kombinations-Ausgleichungen im Bereiche der Modi.

a. Allgemein bekannt ist, dass der Conjunctivus in Nebensätzen, welche von einer indirekten Redeform abhängen, selbst dann nach Analogie des Modus aller übrigen Nebensätze erscheint, wenn der Nebensatz mit realem Inhalt nicht als Teil der indirekten Rede zu betrachten ist oder nur eine Umschreibung eines Nominalbegriffs enthält, eine Uebertragung auf Sätze, die sonst den Indikativ verlangen. — Durch solche Verwechselung mit dem Conj. der indirekten Rede ist die völlig unlogische Modusausgleichung beim Verbum dicere im Relativsatz entstanden, ein selbst der klassischen Latinität nicht fremder Gebrauch: Cic. Verr. 5, 5, 7 nominat iste servum, quem magistrum pecoris esse diceret; eum dicit coniurasse. Es ist dies eine Uebertragung des Modus von einem bloss gedachten Conj., welcher eben ausgesprochen werden sollte, auf eine

sich plötzlich in der Vorstellung herandrängende Verbalform, welche ihn nicht beanspruchen kann, aber nun als verbum regens die erwartete Struktur von sich abhängig macht, nachdem sie zuvor den verdrängten Modus annektiert hat, so dass ein deutliches Merkmal der vorgegangenen sprachlichen Metamorphose übrig bleibt: also eine Kombination zweier durch deutliche Spuren sich verratenden Gedankenformen, welche ursprünglich diese Form hatten: nominat servum, qui magister pecoris esset, (eum dicit. . .)
„ „ quem magistrum pecoris esse dicit.

Gegen diese etwas starke Abweichung von dem usuellen Anwendungstypus rebelliert indes das Sprachbewusstsein der lat. gelehrten Grammatiker; der Conj. wurde schliesslich nicht mehr verstanden, weshalb Servius zu Virg. Aen. 7, 485 obige Stelle mit dem Indikativ dicebat citiert. So findet sich, wie Draeger mitteilt, zu dem ähnlichen Conj. diceret in Phil. 2, 4, 7 in einem Cord. als Variante die Form dixerat. Andere Stellen sind Caes. b. c. 1, 87 dicerent; 1, 20 videretur; Sall. Cat. 49 dicerent.

Wir sind in der Lage, für diese Modustrajektion, durch welche ein Satz mit ganz realem Inhalt durch Assimilation an einen benachbarten im Konjunktiv stehenden oder durch Assimilation an einen bloss gedachten Konjunktivsatz dessen Modus und Tempus sich zu eigen macht, interessante Beispiele aus dem Neuhdtsch. anzuführen, auf deren Natur schon Behaghel a. a. O. S. 46 aufmerksam gemacht hat. Wenn man inmitten eines schwierigen Werkes eine Pause macht, sagt man wohl: »So weit wären wir glücklich; wenn wir nur erst weiter wären!« Ohne die geringste hypothetische Färbung — denn man könnte, wie es thatsächlich geschieht, auch sagen: so weit sind wir glücklich — im Wesen des ersten Satzes hat dieser seinen äusserlich hypothetischen Charakter nur von der Einwirkung des nachfolgenden Satzes erhalten, dessen Bild bereits in der Vorstellung lebendig auftauchte und seinen Einfluss geltend machte, ehe der vorangehende Satz zum Ausdruck gekommen war. Diese Redeweise übertrug sich dann in erklärlicher Analogie auf Sätze, denen gar

kein kondicionaler Satz folgt noch potentiale Färbung verliehen ist. Am Ende eines Werkes, einer Rede sagt jemand aufatmend: »So hätte ich denn alles gethan (gesagt), was zu thun (sagen) mir obliegt« oder »Gott sei Dank, wir wären fertig; Gottlob, wir wären am Ziel.«

b. Wir berühren weitere Modusübertragungen. In Kausalsätzen besonders mit quod eingeleitet findet sich der Conj. zur Bezeichnung der Abhängigkeit des Grundes von einem gewöhnlich aus dem Hauptsatze zu ergänzenden Verbum dicendi z. B. Plaut. Asin. 503. Cic. off. 2, 22 laudat Africanum Panaetius, quod fuerit abstinens, erg. ut ait. Dieser Modus der indir. Rede steht auch nach quod abhängig von Verben der Affekte wie miror und Synon. Nach Analogie dieser allgemein in Aufnahme gekommenen Kategorie wird nun der Conj. wiederum in völlig unlogischer Weise auf die Verba sentiendi und declarandi, welche Prädicat des Kausalsatzes mit quod sind, übertragen, vgl. Draeger's Beisp. §. 537. Cic. Verr. II. 2 §. 113 cum accusatus esset, quod contra remp. sensisse eum dicerent (= sensisset). Auch hier also geht durch Kombination zweier Redeweisen wie in VIa. der Conj. eines erwarteten in Gedanken vorschwebenden Prädikats auf ein sekundäres die Struktur veränderndes Verbum finitum ohne logischen Grund über: also eine psychologisch zu erklärende Modusausgleichung. Die beiden associierten Redeformen sind: quod c. remp. sensisset + quod c. remp. eum sensisse dicebant. Ihre Vereinigung ergiebt den Conj. dicerent.

Auch die ratio inversa fehlt hier nicht. War in den bisher berührten Fällen das Verb. sent. oder decl. pleonastisch, so fehlt es umgekehrt, wo es im Conj. stehen sollte, und überträgt durch diese Brachylogie seinen Conj. auf das sonst im Infinitiv erwartete von ihm abhängige Verbum in Redeweisen wie Cic. fin. 1, 5, 14 illud quidem adduci vix possum, ut ea quae, senserit ille, tibi non vera videantur = adduci vix possum ut ea — tibi non vera videri credam + fieri non potest, ut ea — tibi non vera videantur. Aehnliche Brachylogieen folgen später.

c. Das überall lebenskräftig sich erweisende Streben nach Uniformierung gleichwertiger Sätze hat im vorgeschrittenen Stadium der Entwickelung der lat. Sprache zur Zeit Cicero's und später auf diejenigen Relativsätze die Form des Acc. c. inf. übertragen, welche nur der grammatischen Form nach subordiniert scheinen, logisch aber einem unabhängigen, koordinierten Demonstrativsatze gleich zu erachten sind. Dieselbe Ausgleichung ist der griech. Prosa bekannt, vgl. Thuk. 2, 13, 4 *οἷς χρίσεσθαι αὐτούς*. Aber gerade wie sie hier Nebensätze mit *ὡς* (*ὥσπερ*), *ὅτι, ἐπεί, ἐπειδή*, seltener mit *εἰ* (Herod. u. Thuk. 4, 98, 3 *δυνηθῆναι*) und *διότι* ergreifen kann, so im Lat. Modal-, Kausal-, Temporal- und Bedingungssätze. In Modalsätzen liegt in diesem Falle dem Gebrauche des Acc. c. inf. nach ut, mit dem ein folgendes sic oder ita korrespondiert, eine Präsumtion der ideellen Gleichheit mit der korrespondierenden Kopulation et — et zugrunde. So z. B. Cic. p. Cluent. §. 138: ut mare — turbari, sic. pop. Rom. — esse placatum. Auch in den übrigen Fällen, für welche Draeg. §. 448 Beispiele giebt, ist die Infinitivkonstruktion durch den Gedanken an eine koordinierende Verbindung z. B. mit nam, enim, tum erzeugt worden. — Auf einer offenbaren Kombination zweier Redeweisen beruht endlich der griech. Gebrauch, den Inf. nach *ὅτι* und *ὡς* zu setzen; wir treffen dies bei Xenophon an, und damit lässt sich vergleichen und ähnlich erklären eine wiederholte Redeform Plato's, welcher den Infinitiv nach einem eingeschobenen Zwischensatze z. B. *ὡς οἶμαι* setzt, wo man den Indikativ erwartete *τόδε, ὡς οἶμαι, ἀναγκαιότατον εἶναι*.

VII. Kombinations-Ausgleichung in Vergleichungssätzen.

Dass in Vergleichungssätzen die durch Kombination zweier Redeformen entstandene Ausgleichung nicht selten begegnet, ist natürlich. Es kann gar nicht anders sein. Wenn zwei Begriffe durch die Denkthätigkeit in so enge Beziehung gesetzt werden, wie dies z. B. in der Relation des Relativsatzes zu seinem Beziehungswort, dem Träger der Relation, oder schon zwischen Subjekt und Prädikat, zwischen Nomen

und Apposition u. dgl. der Fall ist, so ist es unausbleiblich, dass formale und reale Assimilationen oder Attraktionen unter ihnen stattfinden. Um so mehr wird dies in Vergleichungssätzen geschehen, welche vermöge ihrer Natur bereits eine sachliche Gleichheit oder eine Aehnlichkeit des Inhalts zweier Begriffe hinstellen oder leugnen, die nebeneinander gefügt so in die denkbar engste Beziehung gesetzt werden; da ist denn für formale Ausgleichungen der Boden so zu sagen schon geebnet, und diese vollziehen sich mit der grössten Leichtigkeit gleichsam ganz von selbst. Wir haben dies bereits bestätigt gesehen in der Struktur des doppelten Komparativs, in den elliptischen Nebensätzen zu einem Acc. c. inf., welche durch idem — qui, tantus-quantus, oder quam angefügt werden u. ö. vgl. I, IV 9. Die gleiche Erfahrung schöpfen wir aus dem Folgenden.

Vornehmlich in der ungezwungenen und natürlichen Sprache der lat. Komoedie stösst man oft auf die anscheinend regellose und willkürliche Neuerung nicht logischer Satzfügung in Vergleichen. Ich habe die hierher gehörigen Stellen einigermassen zu ordnen gesucht.

a. Zuvörderst findet sich die Konjunktion quasi nach dem Komparativ. So Plaut. Mil. 481, 82 satin abit ille neque erile (hic) negotium Plus curat quasi non servitutem serviat; ähnlich Aul. 2. 2, 54. (In Draeger's Syntax ist diese Struktur nicht erwähnt). Man erwartete hier quam si, aber man darf bei der Erklärung sich nicht damit begnügen, nur zu sagen, eins stehe für das andere. In der Seele des Sprechenden fand eine Kombination zweier Gedanken statt; einmal wollte er mehr oder weniger zwei Dinge vergleichen (er. negot. n. plus curat quam si n. s. s.), sodann hatte er nicht mehr einen graduellen Vergleich im Sinne, sondern beabsichtigte, die eine Thätigkeit der andern völlig gleich zu setzen (negot. curat (ohne plus) quasi n. s. s.) Diese an sich ähnlichen Gedankenformen gingen in der Rede in einander über.

b. Zu dem Komparativ selbst gesellt sich bisweilen das Adv. aeque (adaeque). Plaut. Capt. 700 nec est mihi quisquam melius aeque quoi velim. 828 qui

homine adaeque nemo vivit fortunatior. Merc. 2, 3, 1 homo me miserior nullus est aeque. Mil. 551 similior aqua aeque sumi quam. 1293 nam quaevis alia quae morast aeque mora minor ea videtur quam quae propter mulieremst (kombiniert durch Association der Ideeen: minor mora videtur — und non aeque mora videtur). In diesen Stellen, die wir wiederum bei Draeger vermissen, erwartete man entweder den Positiv mit aeque oder den Komparativ allein. Der sprachliche Ausdruck ist daher nicht der Logik entsprechend, denn ihr widerspricht es, zwei Eigenschaften ungleichen Grades zu vergleichen und daneben gleichzeitig sie in den gleichen Grad zu setzen. Es ist somit auch ausgeschlossen, eine Abundanz des aeque hier ähnlich anzunehmen, wie in der Volkssprache magis und potius (im Griech. μᾶλλον und ἧττον) den Komparativ verstärkt, wovon 14 Stellen der Komiker Beweise liefern. Durch die Autorität Draeger's hatten wir uns früher verleiten lassen, die Verbindung nullus, nemo aeque mit dem Positiv, wovon der Ablat. comparationis abhängig ist, als ratio inversa hierher zu ziehen. Diese Struktur, welche bei Plautus erscheint — z. B. nullus hoc meticulosus aeque Amph. 293. quo nemo adaeque parcus Most. 1, 1, 30 — hat nicht im mindesten Auffälliges, wird aber völlig unverständlich durch die Behauptung Draeger's und anderer Grammatiker — dass nämlich der Abl. comp. ein Instrumentalis sei, oder instrumentale Bedeutung habe und bezeichne, dass der höhere Grad durch das zweite Vergleichungslied, sonst durch quam ausgedrückt, zum Vorschein kommt. Diese Auffassung ist eine irrtümliche, ebenso falsch, wie die verbreitete Meinung, dass der griech. Gen. comp. und der lat. Abl. comp. gegenüber der Verbindung mit ἤ, quam etwas Sekundäres sei, das diese regelmässige Struktur gelegentlich ablöse. Vielmehr ist der Abl. gerade die älteste Form auch im Lat., jünger der Ersatz durch ἤ und quam, welche Partikeln erst später gewählt wurden, um den ungleichen Grad zu vergleichen. Im Sanskrit findet sich eine ähnliche Partikel nicht. Auch der griech. Gen. comp. ist ein Abl., welcher Casus in diesem

Gebrauch bereits im Sanskrit und Zend vorkommt, s. Delbrück, Synt. Forsch. IV, 48. Wenn wir das, was Siecke in Kuhn's Beitr. z. vergl. Sprachf. VIII, 400 über den Abl. comp. und seinen Ursprung lehrt, mit den Ausführungen von Wölfflin a. a. O., sowie mit gelegentlichen Bemerkungen Brugman's und Osthoff's vergleichen, so ergiebt sich als Resultat Folgendes, was zugleich jene plautinischen Stellen vor falscher Interpretation bewahren wird: Der Abl. comp. ist ein Abl. der Trennung und bedeutet »von wo, im Abstande von, von wo gerechnet«, daher »im Vergleich zu«. Also nemo Alexandro maior imperator fuit hiess in ursprünglicher Auffassung »vom Alex. ab war kein grösserer Feldherr da«; hiernach ist also auch gestattet: »vom Alex. ab war kein aeque magnus imp. da« wie in jener Stelle des Plautus quo nemo adaeque parcus = von ihm an gerechnet ist keiner gleich karg. So übersetzen wir freilich sanskritisches indrâc çata guṇah çaurye »hundertmal tapferer als Indra«, aber çata guṇah ist Positiv und heisst wörtlich »vom Indra an gerechnet«. Aehnlich yasya mitrena sambhâshah . . tato (= tasmât) nâstîha punyavân eigentlich: »es giebt auf Erden keinen der glücklich ist im Vergleich zu dem, welcher . . .« Hier im Sanskrit wird also statt des Komparativs nicht selten geradezu der Positiv gesetzt und es liegt durchaus nicht im Wesen des Abl. comp., dass er sich nur mit wirklichen Komparativen verbinden könne. Deshalb sind die genannten und andere lat. Konstr. z. B. wie Hor. ep. 1, 16, 20 alium sapiente. 2, 1, 240 alius Lysippo; Serm. 2, 3, 208 u. ö. die Reste des ursprünglich weiteren Gebrauchs des Abl. comp., der später im Lat. auf den Komparativ beschränkt ward. Ueberdies sind ganz wie griech. δεύτερος, ὕστερος — und die auf — πλάσιος die Wörter für anderer, gr. ἄλλος, ἕτερος, lat. alius, sanskr. anyas geradezu komparativisch auch der Form nach: so ἕ-τερο-, al-tero-, got. an-þara-; aber auch * ἀλ-jo-, al-io-, an-ya- sind suffixverwandt mit ἡδ-ιοσ-, suav-ios-. Das Verhältnis ist formal dasselbe wie zwischen skr. nav-ya- »neu« (gr. νεῖο-ς, got. niu-ji-s, lit. nau-ja-s,

lat. nom. propr. Nov-iu-s; der Komp. novior existiert nicht) und Kompar. nav-yas- (= * novior); man vgl. zur Bedeutung das deutsche »was gibt's Neues?« = gr. τί νεώτερον ἀπαγγέλλεις Plat., letzteres besonders von unerwünschten Neuigkeiten gebraucht; analog ist die Bedeutung von οὐ χεῖρον (= nihil mali) ἀκούειν Plat. In diesen isolierten Formen ist also die Komparativbedeutung erloschen, im lat. alius, aliter noch nicht, wie die Verbindung multo aliter (Corn. Hann. 2, 2), weniger aber non alius, nihil aliud quam beweist, denn quam kommt auch bei Vergleichungen ohne Komp. vor, siehe weiter unten. Selbst im Deutschen ist anderer noch als Komp. in den Ausdrücken »noch andere, noch anders« erkennbar, denn hier vermehrt »noch« die Steigerung genau ebenso wie sonst vor Komparativen. — Durch die Grundbedeutung des Abl. comp. wird es übrigens erklärlich, wie Wölfflin zeigt, dass der durch die lat. Bibelversionen (oder durch die unter punischem Einflusse stehende afrikanische Latinität) eingeführte Hebraismus, den Vergleich durch a, ab auszudrücken, so leicht Eingang finden konnte; so dass selbst die Romanen in Anlehnung an diese Auffassung de gebrauchten, nachdem ihnen ab bei der Kollision mit ad verloren gegangen war.

c. Hiermit vergleiche man Folgendes. Nach bekannter Gewohnheit folgt auf Wörter der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit etc. atque, welche kopulative Konjunktion ja sehr leicht zur vergleichenden wird. Doch schon in alter Zeit wurde diese Verwendung weiter ausgedehnt, indem atque nach einem Komparativ die Stelle von quam versah. Diese Verwendung zufolge auffälliger Analogie findet sich bei Plautus in 2, Terenz in 1, Cicero, Catull, Virgil in je 1, bei Horaz sogar in 10 Stellen, analog unserem deutschen »wie«; vgl. den analogen Gebrauch des griech. ὡς und ἠΰτε nach Komparativen, worüber das Nötige von L. Schmidt zu Aesch. Prom. 629 zusammengestellt ist.[1])

[1]) Die Erklärung des ἠΰτε in Il. 4, 277 (νέφος) μελάντερον ἠΰτε πίσσα φαίνει' von Spitzner, dem sich Fäsi anschliesst, »es sei auch hier

Es wurden also mehr oder weniger verglichene Eigenschaften ungleichen Grades mit an sich als unähnlich zusammengestellten, sodann aber auch mit geradezu gleichen identisch behandelt: wie man zuerst similis ac, darauf dissimilis ac sagte, so gelangte man von non maior atque zu maior atque. Merkwürdiger Weise fehlt hier das umgekehrte Verhältnis nicht. Denn an Stelle der Partikel atque, welche bei gleichartigen Eigenschaften erforderlich ist, findet sich bisweilen das sonst doch vorzugsweise nach dem Komparativ für den ungleichen Grad verwendete quam; so hat Plautus 2 (Epid. 2, 3, 1 agrum aeque feracem quam hic est), Livius 5, Plinius h. n. 2, Tacitus 6 Stellen, unter denen einige sind, wo eine Negation nicht voraufgeht. Statt aeque, welches hier mit quam verbunden wurde, kommt bei Tacitus ungefähr 20 mal perinde vor; Beisp. bei Draeger §. 516.

VIII. Auffallende Analogiebildungen in der Konstruktion einzelner Verba.

Auffallende Neuerungen in der Konstruktion der Verba sind eine allbekannte Erscheinung. Oft ist die Struktur derart, dass man entweder ein anderes Verbum regens oder eine andere Form des abhängigen Satzes erwartet. Zwei heterogene Strukturen sogar, nicht bloss verwandte, scheinen sich so associiert zu haben, dass die daraus erwachsene vorliegende einen beim ersten Anblick befremdenden Eindruck macht, und das uns fremdartig Anmutende weicht erst nach Erkenntnis der zugrunde liegenden, bei der Bildung thätig gewesenen Faktoren. Es sollen einige bemerkenswerte Beispiele dieser Art folgen, aus denen der mächtige Einfluss der Analogie ersichtlich ist, welche für den Gebrauch bequeme, hergebrachte Konstruktionen weiter verpflanzte und auf Verba übertrug, die bis dahin völlig unberührt davon geblieben waren.

»gleichwie« und der Kompar. elliptisch = schwärzer als sie wirklich ist« (nubes magis atra ei videbatur veluti pix) scheint uns spitzfindig zu sein. Warum sollen im Lat. und in anderen Sprachen übliche Vertauschungen der Komparativpartikeln nicht auch im Griech. statthaft gewesen sein?

a. Mit dem Accusativus cum infinitivo haben sich die Forscher bereits so vielfach beschäftigt, dass die Frage abgeschlossen zu sein scheint. Da diese Konstruktion in den ältesten uns erhaltenen lat. Sprachdenkmälern fertig vorkommt, so sind wir nicht in der Lage genau zu beurteilen, wie sie allmählich entstanden ist und die ältere Form der oratio recta abgelöst hat. Aber ohne Zweifel hat es vorher eine Zeit gegeben, wo die durch den Acc. c. inf. ausgedrückte Subordination noch unbekannt war. In dieser Gewissheit werden wir durch die scharfsinnigen Ausführungen von Delbrück, (Syntact. Forschungen I. p. 80 f.) und von Behaghel (a. a. O. p. 5) bestärkt. Sie erhärten durch Gründe, dass die abhängige Rede in den ältesten Perioden der Sprachen noch nicht existiert, sondern erst mit einer gesteigerten Kultur und den Anforderungen eines regeren Verkehrs als Bedürfnis sich herausstellte. Im Sanskrit, im Zend, ja noch im Hebräischen erblickt man kaum dürftige Anfänge zur Personenverschiebung, auf welchem Vorgange bekanntlich die oratio obliqua zunächst beruht. Im Lateinischen wird es anfangs schwerlich anders gewesen sein; vor Plautus und Cato wird man also bei den Verbis dicendi und sentiendi einmal nur die Koordination gekannt haben, indem man die Worte und Gedanken genau in der Form anfügte, wie man selbst sie gedacht hatte, ähnlich wie man vor dem Auftauchen der oratio obliqua die Worte eines andern genau in der von ihm ausgesprochenen Form referierte. Aber die Sprache der Komiker lässt erkennen, dass das vielleicht schon längst zur Anwendung gelangte Princip der Unterordnung mit der bequemeren Beiordnung sich in die Herrschaft teilte.

Wahrscheinlich wird die Annahme, dass die Koordination überall und auch nach den Verben, die später den Acc. c. inf. regierten, einstmals ausschliesslich üblich war, durch Induktion. Es giebt überhaupt keine Art von Nebensätzen, die nicht mit einer Form der Koordination vertauscht werden könnte. Im einzelnen: Es ist noch erkennbar, dass die direkte Frage ehemals die indirekte Frageform allein vertrat. Die älteste Form derartiger Fragen

war offenbar eine wie in Plaut. Poen. 5, 3, 24 quid illi locuti sunt inter se? dic mihi. Bald trat das Verbum dicendi weiter vor und in den Fragesatz hinein: Amph. 1, 1, 265 signi, dic, quid est? Sodann an die Spitze Amph. 1, 1, 221 loquere: quid venisti? Eine logische Abhängigkeit ist hier gerade so vorhanden, wie wenn man fragt »sage, was haben sie gesprochen?« Es fehlt nur der grammatische Ausdruck für das Abhängigkeitsverhältnis. Hieraus kann die Unterordnung durch einen einfachen Akt geschaffen werden, und zwar nach Analogie des Verhältnisses zwischen Gliedern des nämlichen Satzes. Eine Verbindung wie quaero, quî possunt esse beati ist anfänglich gebildet nach dem Muster einer Konstruktion wie interrogavit rem. Der Indikativ ist also ganz an seiner Stelle; geht er in den Konj. über, so ist mit diesem gramm. Abhängigkeitsverhältnisse das logische bereits vorher bestehende nur äusserlich sichtbarer geworden. Dieser Indikativ ist nun nachweislich in gewissen Formen der Fragesätze der allein im älteren Latein gebräuchliche Modus. Diese äusserst zahlreichen Formen sowie der Uebergang zum Konj. sind von Ed. Becker in Studemund's Stud. auf d. Geb. des arch. Lat. I, 1. S. 115—314 ausführlich behandelt. — Zweitens, auch Bedingungssätze wurden zuerst durch Koordination ausgedrückt, z. B. Plaut. Amph. 3, 4, 12 amat? sapit = si amat, sapit. Ganz so im Deutschen z. B. »bist du der wirkliche Gott? O dann so verstosse den Gastfreund nicht« Goethe. Sagt man z. B. wie Schiller: »Willst du in meinem Himmel mit mir leben: so oft« u. s. w. = wenn du in m. H. mit mir leben willst, so ist dieser Bedingungssatz ursprünglich ein abhängiger Fragesatz und es wird hieraus ersichtlich, dass ganz verschiedene Satzfügungen allmählich gleiche Funktionen annehmen, dass ganze Sätze, was wir oben behauptet, mit ihrem Inhalt sich associieren und mit ihrer Bedeutung ähnlich den Casus, den Tempora und Modi in einander übergreifen. — Statt der Frage erscheint der Imperativ in kondicionalem Sinne Merc. 770 cras petito: dabitur. Im Deutschen wiederum ähnlich: »Sei im

Besitze: und du wohnst im Recht« Schiller. »Sei nicht geschickt: man wird dich wenig hassen« Gellert. Selbst der Indikativ ohne Frage lässt das logische Abhängigkeitsverhältnis noch erkennen: amat: sapit = er liebt: das ist vernünftig, vgl. Ter. Ad. 1, 2, 38 und »Ende gut, alles gut«. Dass Koncessivsätze, Kausal- Finalsätze wie die Attributivsätze ursprünglich nur durch Beiordnung ausgedrückt wurden, ist noch eher einleuchtend. Es wird aus allem diesem klar, dass der grammatische Ausdruck für die Unterordnung anfangs noch nicht vorhanden war, während doch eine logische Unterordnung stattfand. Jener musste zur Differenzierung der Art des logischen Verhältnisses erst später geschaffen werden, damit Unklarheiten und Missverständnissen vorgebeugt würde. Besonders legt der Gebrauch des sog. cum inversum, welches untergeordnete Handlungen anknüpft und den Indikativ verlangt, sprechendes Zeugnis ab für den Satz, dass die logische Beziehung der Sätze zu einander von den Mitteln des sprachlichen Ausdrucks ganz unabhängig auftreten kann. Wenn Plaut. Men. 1054 sagt: tu clamabas —, quom ego accurro, wenn wir übersetzen: »Kaum riefst du, als ich erschien« — so tritt hier bei dem Vorhandensein des sprachlichen Ausdrucks für das logische Verhältnis Grammatik und Logik in Widerspruch. Grammatisch ist der Satz mit quom (als) wegen dieser Konjunktion Nebensatz, mit Rücksicht auf den Indikativ aber ein Hauptsatz; Hauptsatz ist er auch logisch betrachtet = da erscheine ich, und tu clamabas Nebensatz. Vgl. Virg. Aen. 3, 90 vix ea fatus eram: tremere omnia visa repente = cum visa sunt. Hier ist trotz der einfachen Beiordnung das Abhängigkeitsverhältnis ebenso klar, als wenn cum stände. Die logische Beziehung wurde also verstanden in der Seele des Hörenden und des Sprechenden ohne Rücksicht auf die grammatischen Mittel, und so wird es zur Gewissheit, dass diese Mittel erst entweder infolge einer cura posterior oder durch zufällige Association dieser Beziehung mit sprachlichen Verhältnissen, die ursprünglich davon unabhängig waren, entstanden. Vgl. darüber Paul a. a. O. S. 226.

Nicht anders kann es sich mit den Konstr. der Verba sentiendi und declarandi verhalten haben. Man wird hier zuerst nach dem Muster von credo rem Sätze gebildet haben, wie Plaut. Pers. 89 iam pol ille hoc aderit, credo, sodann Bacch. 13 iam hic, credo, aderit; endlich Amph. 141 credo, misericors est. Misericors est vertritt hier das Objekt; leicht war es, einen Schritt weiter zu thun, dies in den Infinitiv misericordem esse zu setzen, zu dem dann eine Bezeichnung des Subjekts, die nötig wurde, in den Accus. treten musste. Doch, wie gesagt, lässt sich nicht mehr erkennen, wann dieser Uebergang in der lat. Spr. zuerst sich vollzog.

Allein eins ist mir in dieser Beziehung aufgefallen. Wenn ich im älteren Latein die vorhandenen Stellen mustere, in denen das Princip der Unterordnung und der Beiordnung promiscue nach denselben Verben beliebt wird, so finde ich, dass die Verba dicendi viel früher als die Verba sentiendi das Princip der Koordination aufgegeben haben. Man wird sagen, das ist rein zufällig, wenn gerade die Verba dicendi in so wenigen Stellen mit Beiordnung des Substantivsatzes erscheinen. Aber gegenüber der folgenden Statistik wird man darin nicht mehr ein Spiel des Zufalls erkennen. Denn nicht mehr als 11 Stellen finde ich für diese Verbindung: 7 Stellen mit oratio recta bei dico, 2 bei fateor, je 1 bei moneo und aio, dagegen ungewöhnlich viele bei den Verbis sentiendi, nämlich 165 und zwar bei scio allein 47, credo 43, facio (meist faxo) 47, bei sonstigen Verb. der Art 28 — wenn ich alle von Holtze II, S. 227 ff. angeführten und die sonst ermittelten Stellen addiere. Das ist seltsam genug. Denn da die Koordination als durchaus objektive Redeweise einer früheren Stufe des Volksbewusstseins angehört, während im Acc. c. inf. weit mehr ein subjektives Moment zur Geltung kommt, wie es einer späteren Entwickelungsperiode entspricht, so sollte man meinen, dass gerade die Verba sentiendi sich umgekehrt verhalten und deshalb der Koordination früher sich hätten entäussern müssen, weil in ihnen subjektives Element in weit höherem

Grade eingeschlossen ist als in den V. dicendi. Welches der Grund und warum gerade bei letzteren in der Plautinischen Zeit die Subjektivität stark genug war, um den Acc. c. inf. zu bevorzugen, ist schwer zu sagen und vielleicht mehr ein Problem der Völkerpsychologie; doch wird man kaum fehl gehen, wenn man das Walten von Reflexion und Bewusstsein als causa agens ausschliesst. Freilich wird man einwenden, auch jene Zahlen lassen noch kein sicheres Urteil gewinnen; man muss genau wissen, wie oft die Verba beider Art im alten Latein vorkommen und wie oft sich das Verhältnis der Subordination bei ihnen findet. Auch hierfür haben wir durch die folgende Tabelle (S. 116) gesorgt, deren Ziffern in schlagender Weise darthun, dass bei den Verbis dicendi das Verhältnis der Koordination zur Subordination wie 11 : 80, bei den Verbis sentiendi aber wie 165 : 87 ist, d. h. die Koordination bei den Verb. dic. beträgt nur 10%, die Subordination aber 72,8%; bei den Verbis sent. die Koord. 415,8%, die Subordination aber nur 219,2%. Daraus folgt: bei den Verb. dicendi kommt die Subord. 7 mal so oft vor als die Koordination, bei den Verb. sentiendi aber ist die Koordination noch einmal so zahlreich als die Subordination, was zu beweisen war.

In der folg. Tabelle sind nur die reinen Verb. dicendi und sentiendi und facio gezählt[1]); also die mit Beiordnung vorkommenden Verba iubeo; volo, nolo, malo; opto, cupio, peto, postulo; sino, nil moro und nil moror; gaudeo und ähnl. Verba des Affekts nicht berücksichtigt. Zu der Kategorie »sonstige Verba« sind die nur je einmal vorkommenden Verb. dic.: arguo, clamo, confiteor, confirmo, insimulo, minor, pono, renuntio, respondeo — und folg. Verb. sentiendi gerechnet: in animum induco u. ähnl. mit

[1]) Facio deshalb, weil es 3 mal als Verb. der Vorstellung mit Acc. c. inf. vorkommt; wird facio nicht gezählt, so bleiben für die Koord. bei Verb. sent. immer noch 118 Stellen gegen 11 bei den Verb. dicendi, oder die Koord. bei jenen ist fast eilfmal häufiger als bei diesen; ebenso ist dann die Koord. bei den Verb. sent. noch um ein Drittel zahlreicher als die Subordination, obwohl mit Koord. nur 10, mit Subord. aber mindestens 38 Verba vorkommen.

animus, conspicor (4), videor (4); accipio, autumo, confido, deputo, existimo, in mentemst, nescio, puto (je 2); comperio, conspicio, dubito, duco, experior, in memoriam habeo, memor sum, percipio, rescisco, reor, suspicor je 1 mal vorkommend.

	Koordination	Wie oft?	Subordination	Wie oft?
Verba dicendi.	dico	7	dico	19
	aio	1	aio	18
	fateor	2	fateor	0
	moneo	1	moneo	0
			iuro und Composita	14
			pollic., promitto	8
			nego	3
			praedico	2
			adsimulo, arguo	4
			voveo	2
	Sonstige Verba	0	Sonstige Verba	10
	Summa	11	Summa	80
	=	10%	=	72,8%
Verba sentiendi.	scio	47	scio	7
	credo	43	credo	6
	facio (faxo)	47	facio	3
	opinor	9	opinor	2
	spero	6	spero	7
	censeo	5	censeo	2
	cogito	3	cogito	2
	video	2	video	6
	audio	1	audio	4
	sentio	1	sentio	2
	intellego	1	intellego	1
	arbitror	0	arbitror	5
	memini	0	memini	6
	Sonstige Verba	0	Sonstige Verba	34
	Summa	165	Summa	87
	=	415,8%	=	219,2%

Aus dieser Tabelle lassen sich noch manche interessanten Schlüsse ziehen. Sie lehrt:

Im älteren Latein bis Terentius incl. (Lucrez ist nicht mehr berücksichtigt) hält Beiordnung und Unterordnung sich ungefähr die Wage (176 : 167). — Die Zahl der vorkommenden Verba dicendi ist geringer als die der Verba sentiendi (24 : 38). Die Zahl der mit Beiordnung erscheinenden Verba ist zwar geringer als die der anderen Klasse, aber jene weniger zahlreichen Verba beherrschen zum Teil wie credo und scio durch die Häufigkeit ihres Auftretens ein grösseres Gebiet innerhalb der Beiordnung, als in der Unterordnung alle mit dieser überhaupt gefundenen Verba sentiendi. Doch lassen wir diese statistischen Exkurse.

Seit der Zeit des Plautus und Terenz hat dann die Konstruktion des Acc. c. inf. ein immer grösseres Gebiet erobert und sich nicht bloss anderer Verba cogitandi, sperandi, dubitandi, der Affekte (sogar der Verba timendi), sondern auch neuer Verba der Willensrichtung und des Bewirkens bemächtigt. Unter diesen von Draeger ziemlich vollständig aufgezählten und belegten Verben vermisse ich induco in der Bedeutung »auf die Bühne bringen, redend einführen«; es durfte dies Wort in seinem §. 442, 2, wo facere (= fingere, darstellen durch Bild oder Worte) erwähnt wird, nicht fehlen. Es bestätigt dies die bekannte Stelle des Hor. Serm. 1, 2, 21 ut pater ille, Terenti Fabula quem miserum gnato vixisse fugato Inducit. Heindorf bemerkt hierzu: der Inf. perf. stehe für viventem. Das ist leicht erfindlich, doch keine Erklärung. Allerdings wird wegen des Verbum regens induco das Particip erwartet, da ja die Komoedie die Personen und Sachen darstellt, wie auch Corn. Nep. Alc. 2, 2 Alcibiadem memorantem inducit beweist. Richtiger hätte Heindorf also gesagt, man erwarte ein Verbum narrandi, weil der Gegenstand, den das Schauspiel vorführt, hier nur erwähnt wird. Wenn also induco wie narro behandelt wird, so erklärt sich diese Analogie aus dem Ausgleich der beiden Gedanken vixisse narrat (refert) und viventem

inducit. Ein ähnlicher Vorgang ist in der Struktur Ovid. Am. 1, 14, 38 — quas (sc. comas) quondam nuda Dione Pingitur humenti sustinuisse manu — bemerkbar, wo der Nominativus cum inf. auf ein Verbum, das hier wie oben induco von Rechts wegen das Particip verlangte, übertragen wird. Dass fingor in dieser Verbindung erscheint, wie Quint. 8, 5, 22 qui naufragus fingitur se suspendisse, ist bei Draeger zu lesen, doch war zu wünschen, dass auch pingor (und induco an anderer Stelle) in §. 459, 2 der neuen Auflage des II. Teiles seiner Syntax Aufnahme gefunden hätte.

c. Einen wohl einzig in seiner Art dastehenden Wandel und somit eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Konstruktionen hat die lat. Sprache für die Verba mirandi und metuendi (timendi, verendi) geschaffen. Sie regieren 1) den Acc. c. inf. sowohl bei Plautus wie bei Cicero (doch timere bei jenem nur 2 mal, bei Cic. wo ne erwartet wird, bei Livius 7 mal); wenn aber die Ursache der Verwunderung bezeichnet werden soll, steht bekanntlich statt dessen ein Satz mit quod. — Gleichwie nach den Verb. timendi findet sich auch nach mirum est 2) die Partikel ut in 2 Stellen: Plaut. Merc. 240 und Cic. Div. 2, 31, 66. — 3) Derselbe Ausdruck mirum (est) hat nur bei Plautus ähnlich wie non metuo die Partikel quin nach sich: Amph. 1105 non metuo quin — sient; mirum quin kommt 10 mal vor. — 4) Gleichmässig von Verb. mirandi wie timendi wird eine Frage abhängig gemacht bei Plautus, Terenz, Cicero u. a.; das Gleiche tritt ein nach erro bei Plaut. Mil. 793 erro quam insistas viam. — 5) Besonders auffallend ist nach non vereor und non timeo die Partikel ut an Stelle von ne: Hor. Serm. 1, 3, 121 nam ut caedas non vereor. Liv. 28, 22 nihil minus timeri poterat quam ut egredi auderent. — Woher nun diese Formenfülle? Alle diese veränderten Konstruktionsweisen beruhen, eine oder höchstens zwei ausgenommen (nämlich der Acc. c. inf. und quod), auf einer von ähnlichen Verbis her leicht sich vermittelnden Analogie; und es giebt für diese und ähnliche syntaktische Erscheinungen keinen

passenderen Namen, keine mehr das Wesen der Sache treffende Bezeichnung als Constructio κατὰ τὸ σημαινόμενον bei adaequaten Begriffen. Der hierbei sich vollziehende Vorgang ist der, dass der Begriff des eigentlich erwarteten Verbums mit dem Begriff des gebrauchten Verbums sich associiert und verschmolzen hat, wenngleich er nicht zugrunde liegt, woher sie nicht synonym, sondern nur adaequat erscheinen. Der besseren Uebersicht wegen füge ich folgende Zusammenstellung bei, in welcher die links stehenden Verbindungen den Wert der rechts stehenden gewinnen:

timeo ut	= anxie (cum cura) opto ut
mirum est ut	= mire fit ut
non vereor } ut non timeo } ut	= non puto fieri ut
non metuo quin	= non dubito quin
mirum (ironisch) quin	= { non possum facere quin oder non est mirum, quod non (quin)
timeo mit indir. Frage	= anxie (cum cura) quaero
miror „ „ „	= scire cupio (mirans quaero)
erro „ „ „	= nescio[1]).

Dieses Verzeichnis liesse sich durch Aufnahme analoger Erscheinungen in der Konstruktion anderer Verba leicht erweitern, doch ist es uns nicht um Vollständigkeit zu thun; vielmehr leitete uns hier wie in allen bisher betrachteten Verbindungen nur der Gedanke, durch einzelne Beispiele aus verschiedenen Gebieten der Syntax zu veranschaulichen, wie die im wesentlichen unbewusste Wirksamkeit der Ideeenassociation bei der Sprechthätigkeit Gebilde schafft, die eben der psychologischen Analyse bedürfen, um richtig begriffen zu werden.

Uebrigens verkennen wir nicht, dass es auch sehr wohl möglich ist, einzelne dieser Verbindungen mit ut, z. B. timeo ut, mirum est ut, non vereor und non timeo

---

[1]) Nach erro erscheint ein Fragesatz um so auffälliger, als begreiflicher Weise von der blossen Thätigkeit des Irrens ein Gedanke im Grunde nicht abhängig gemacht werden kann.

ut, in ihrem Wesen und Werden richtig aufzufassen, wenn man von der Grundbedeutung des ut ausgeht, welche lediglich »wie« ist. In gleicher Weise lassen sich Redeweisen wie cogito ut, nuntio ut, dico ut cet. begreifen. Durchaus klare und einleuchtende Bemerkungen über die Entwickelung des Gebrauches von ut von dieser Grundlage aus finden sich bei Bréal, Mélang. de mythol. et de ling. Par. 1877 S. 332 ff., auf welche wir hiermit verweisen.

Wir überblicken nun einmal von diesem Punkte aus das Reich der eigentlichen syntaktischen Ausgleichungen, das wir nach den verschiedensten Seiten hin durchstreift haben. Auf dieser Wanderung machten wir eine ähnliche Erfahrung, wie man sie sonst im Leben oder auf Reisen macht, dass einerseits unter Nachbarn durch die nahe Berührung und den Verkehr, in dem sie miteinander stehen, ein steter, oft unbewusster Ausgleich der Sitten, Gewohnheiten, Sprechweise u. s. w. sich vollzieht, andererseits durch die Macht des Nachahmungstriebes weitere Kreise der Landesgenossen davon ergriffen werden. Wie das Kind durch fortdauernde Uebung des Nachahmungstriebes von Eltern und Angehörigen das Sprechen lernt und im weiteren Leben unbewusst sein Sprechen nach dem Muster anderer Menschen, durch Angleichen und Anähnlichung seiner Redeweise an die der Mitmenschen einrichtet, bis es endlich mit vollkommener Fertigkeit die Sprache beherrscht, so vollzieht sich dieser unbewusste Ausgleichungsprocess zwischen den Bewohnern derselben Ortschaft und den Sprachgenossen. In völlig analoger Weise assimilierten sich benachbarte Formen entweder äusserlich oder innerlich ganz von selbst: es trat entweder ein Austausch ihres äusseren Gepräges, der formprägenden Endungen, ein oder ein Austausch ihres inneren Wertes machte sich äusserlich bemerkbar. Dieser Ausgleich beschränkte sich nicht auf die Zugehörigkeit zweier Formen zu demselben Satze, son-

dern griff auch in andere Sätze über; er geschah hinüber und herüber, progressiv und regressiv. Sodann fand eine Vermittelung zweier gleichartiger oder selbst anscheinend heterogener Redeformen statt. Es ist als wenn zwischen zwei Städten, die an verschiedenen Ufern desselben Flusses liegen, gegenseitiger Verkehr und Austausch stattfindet; liegen sie aber an demselben Flussufer in einiger Entfernung, so kann der Punkt, wo sich die Bewohner beider in der Mitte begegnen, Anlass zu Neuansiedelungen geben. Die Assimilation, Angleichung und Ausgleichung ist überhaupt die wichtigste und durchgreifendste Erscheinung auf dem Gebiete aller Sprachen und aller Sprachgeschichte. Sie ist der lebendigste und wirksamste Faktor der Sprachenentwickelung. Je länger eine Sprache lebt, desto reicher wird sie an solchen Bildungen durch Assimilation oder Analogie; die Möglichkeit gegenseitiger Einwirkung der Formen auf einander, der Kombinationen wächst durch jede innerhalb ihres Bereichs geschaffene neue Bildung um Progressionen. Die durchaus irrige Vorstellung der älteren Sprachvergleichung, welche der ältesten Zeit einer Sprache den grössten Formenreichtum zuschrieb, ist längst durch die junggrammatischen Forscher widerlegt. So hatte Curtius einst die Ansicht vertreten, dass nach Ausweis der Geschichte aller Sprachen in den früheren Perioden derselben Formen in Fülle, aber Begriffe und syntaktische Beziehungen nur dürftig vorhanden waren. Die Zeit, welche die Urformen schuf, habe eine unglaubliche Produktivität besessen, indem sie stets neues Material schuf, dessen Verwendung für die Zwecke logischer Unterscheidung erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb, welche imstande war, syntaktische Differenzen zu erzeugen und zu verstehen. Der erste Teil dieser Behauptung ist entschieden unrichtig, ebenso unrichtig wie die Annahme Schleicher's (»Die deutsche Sprache« Stuttg. 1860, S. 60), wenn er sagt: »Schon in älteren Sprachperioden beginnt sich eine Macht geltend zu machen und feindlich auf die (also bereits vorhandene!) Mannigfaltigkeit der Formen zu wirken und sie mehr und mehr auf das allernotwendigste zu beschrän-

ken — die Analogie«. Das Streben nach bequemer Uniformierung, nach Behandlung möglichst vieler Worte auf einerlei Art und das immer mehr ersterbende Gefühl für die Etymologie, den Ursprung und die Bedeutung der Formen hat nicht die Folge, dass spätere Sprachperioden weniger Formen besitzen als ursprünglichere. Wenn die Sprache auch hier und da besonders in der Flexion so vereinfacht wird, wird doch der Formenreichtum dadurch noch nicht geringer, sondern neues Leben blüht aus diesen Ruinen und Zerstörungen auf, zumal auf syntaktischem Gebiete. Gerade die Analogie ist die Reaktion gegen die Zerstörung, wie Paul Princ. Kapp. VI. und VII. und schon vor ihm Merguet Progr. Königsb. Wilh. G. 1876 S. 10. 11 nachgewiesen hat. Jede Sprache schafft ihre Wörter und Formen erst dann, wenn sie derselben als Ausdruck der Begriffe und Gedanken bedarf. In ältester Zeit muss die Zahl der Begriffe am geringsten wie die Form der Gedanken am einfachsten gewesen sein, und beide haben sich erst mit dem Steigen der Kultur erweitert und vervollkommnet. Einen Beweis dafür, dass dies auch auf syntaktischem Gebiete gilt, haben wir in dem Abschnitte über die Koordination erbracht, eine einfache Form, die erst auf einer späteren Stufe der Sprache der höher entwickelten Form der Unterordnung allmählich weichen musste. Formenreichtum und Wortschatz sind also erst mit der Zeit und im Verhältnis zu der Zunahme der Kultur gewachsen, und weitere Formationen durch Analogie und Anlehnung an vorhandene Formen jedesmal dann geschaffen worden, als die Sprache ihrer als Ausdruck der inzwischen herangebildeten feineren Gedankenunterschiede bedurfte. Mit Recht sagt Merguet, dass »dieses Bedürfnis in jeder Sprache natürlich ein anderes war, da es durch den Grad und die Richtung der geistigen Thätigkeit des einzelnen Volkes bedingt wurde.«

So haben die Griechen z. B. den Acc. c. inf. in weit geringerem Masse als die Lateiner zum Ausdruck eines Abhängigkeitsverhältnisses von einem Worte des Sagens oder Denkens benutzt, im Deutschen hat diese Fügung

eine noch viel beschränktere Anwendung, auch in die romanischen Sprachen ist sie nur spärlich übergegangen und jetzt fast erloschen. Freilich wenn man, wie es früher geschah, die analoge Nachbildung der Formen nicht als einen organischen Vorgang, sondern als zufällige Unregelmässigkeiten auffasst, dann scheint eine Abnahme bereits vorhandener Formenfülle von Stufe zu Stufe sich bemerkbar zu machen. Aber würde dann nicht einmal die zerstörende Kraft an ihrem Ende ankommen müssen oder schreitet sie so lange fort, bis nichts mehr zu zerstören ist? Das widerspricht doch aller Erfahrung. Ebenso wenig wie man die Geschichte der indogermanischen Flexion in eine Periode des Aufbaues und eine Periode des Verfalls scheiden kann, kann man in der Syntax der indogermanischen Sprachen von einer Periode ausschliesslichen Verfalls sprechen. Denn jeder Verfall ist Anlass zu Neubau. Alles was man Aufbau nennt, ist bedingt durch den Untergang eines anderen wie in der organischen Natur das Entstehen eines neuen Individuums den Tod eines anderen bedingt. Ein solcher Aufbau kann in jeder Periode stattfinden und Neuaufgebautes wird immer als Ersatz da eintreten, wo der Verfall ein gewisses Mass überschreitet. Der Acc. c. inf., der in der sog. klassischen Periode des Latein wie die so mannigfachen Participialsätze — und diese sind doch[1]) selbst nur Produkte analoger Nachbildung — zur Erleichterung und Abrundung des kunstgemässen Periodenbaues diente, wich schon im silbernen Zeitalter wieder parataktischen Verbindungen, und nach der Mitte des zweiten Jahrh. n. Chr. tritt an seine Stelle häufig eine Subordination mit quod und ähnl. Partikeln. Niemand kann behaupten, dass diese Neuerungen und analogischen Nachbildungen im Anschluss an das griech. λέγω ὅτι, οἶδα ὅτι deutliche Spuren des Verfalls der Sprache seien; sie

---

[1]) Als ursprünglich vom Verbum abgeleitete Adjectiva, zunächst nur mit dem Begriff der Thätigkeit in der Form einer Eigenschaft Merguet a. a. O. S. 7, wo durchaus richtige Anschauungen über die Bildung der lat. Participia zu finden sind.

waren seiner Zeit keine Ausnahmen, sondern allgemeiner Sprachgebrauch und eben so richtig wie der Acc. c. inf. an ihrer Stelle zur Zeit Cicero's. An letzterem nagte der Zahn der Zeit: er war der Zerstörung verfallen, aber der Ersatz durch quod war vielleicht nicht einmal eine bodenlose Neuerung, sondern nur Wiederaufnahme eines vor Jahrhunderten bereits erloschenen Gebrauches. Doch ist dies nicht mit Sicherheit zu sagen, da im alten Latein quod im Substantivsatze nur einmal in Plaut. Asin. 1, 1, 70 equidem scio iam filius quod amet meus vorkommt. Es ist immerhin möglich, dass diese Konstruktion ursprünglich allgemeine Geltung hatte nach allen Verben des Sagens und Glaubens und durch den Acc. c. inf. aus ihrer Position verdrängt wurde. Ich denke mir in diesem Falle die Entstehung dieser Redeweise folgendermassen. Im ältesten Latein kann man z. B. gesprochen haben: iam filius meus amat, quod scio = mein Sohn liebt, das weiss ich, also das Relativum steht pro demonstrativo, wie dies schon in alten lat. Inschriften vorkommt, so in der lex Rubria, im Elog. Scipionis, dann bei Cato r. r. 157 cet. Aus dieser primitiven Form entwickelte sich durch Uebertritt des quod aus dem Hauptsatze[1]) in den logisch abhängigen Satz die Form: quod filius meus amat, id scio = was das betrifft, dass mein Sohn liebt, das weiss ich. Sodann wurde schon in alter Zeit das Demonstrativpronomen weggelassen und es blieb übrig quod filius meus amat scio, woraus scio quod amat m. f. wurde, und endlich, als der ursprüngliche Begriff, von quod sich verdunkelt hatte und quod reine Konjunktion wie das griechische ὅτι, das deutsche thaz geworden war, ging man dazu über, die Abhängigkeit durch den Konjunktiv im Inhaltssatze schärfer hervortreten zu lassen. Alle diese Vorgänge mögen sich bereits im älteren Latein vollzogen haben, ehe der Acc. c. inf. eingedrungen war. Sagte man nun aber scio quod amet meus

[1]) So gehören im Deutschen Wörter wie »nachdem, sintemal, sobald, insofern, damit, auf dass« eigentlich dem Hauptsatze an, und erst infolge syntaktischer Isolierung wird dies Verhältnis verdunkelt.

filius, so wusste man infolge formalen Zusammenfalls des Pronomen interrogativum mit dem zur Konjunktion erstarrten quod z. B. in Sätzen wie Plaut. Rud. 2, 3, 23 periclum quod fuerit vobis, scire perlubet (vgl. Capt. 206. Ter. Eun. 2, 3, 63) nicht mehr zu unterscheiden, ob ein Fragesatz oder ein Inhaltssatz vorlag, und wählte wie immer in solchen Fällen, wo eine dem Sinn nach zweideutige Ausdrucksweise begegnete, dem Bedürfnisse nach Deutlichkeit Rechnung tragend, ein anderes Satzgefüge, hier also den, im Griech. einem Satze mit ὅτι seiner Verwendung nach gleichen, Acc. c. Inf.; man machte dieselbe Erfahrung zu wiederholten Malen und wurde schliesslich so klug, ein für alle mal die unzweideutige Redeweise zu gebrauchen.

Wir haben schon mehrfach gesehen, wie dieser Differenzierungstrieb als sprachbildendes Element mit der Analogie Hand in Hand geht. Auf diese Weise also könnte eine Basis für die ursprüngliche Existenz eines quod im Inhaltssatze konstruiert werden — wenn Anzeichen vorhanden wären, dass ein solches in alter Zeit allgemein bekannt war. Aber die eine Stelle des Plautus beweist nicht viel und die Thatsachen scheinen dafür zu sprechen, dass der spätlat. Gebrauch von quod in diesem Sinne nach Analogie des quod im Gegenstandssatze nach den Verbis der Affekte und des Anklagens sich von hier aus zu scio quod, credo quod, dico quod ausgedehnt hat. Weiss man doch sehr oft kaum zu unterscheiden, ob ein kausales oder ein gegenständliches quod anzunehmen ist wie in Caes. b. c. 1, 23, 3 pauca apud eos loquitur, quod sibi gratia relata non sit = darüber dass, ähnl. Liv. 39, 39, 6 referre, quod peteret. Dagegen bei Petronius ist quod schon völlig = ὅτι z. B. dixi quod mustella comedit c. 46 (Büchel. 29, 12), eine Stelle die bei Draeger fehlt, und sonst noch 3 Stellen, die Draeger §. 379 angiebt. Nach Petron. kam dies quod immer allgemeiner in Aufnahme.

Nachdem wir so erkannt haben, dass die Analogie als aufbauender Faktor den Formzerstörungen, welche durch die nachteiligen Wirkungen der Isolierung sprachlicher Formen entstehen, heilsam entgegengewirkt, liesse sich

noch die Frage erörtern, ob das von uns gewählte Einteilungsprincip der Associationsbildungen das allein mögliche oder beste ist oder ob noch ein anderes denkbar wäre. Wir sind überzeugt, dass unsere Einteilung für die meisten Associationsbildungen, die überhaupt vorkommen, die angemessenste ist, dass sich wenigstens die syntaktischen Ausgleichungen samt und sonders in dieser Klassifikation passend unterbringen lassen. Wir gingen überall von demselben Gesichtspunkte bei Beurteilung der Formübertragungen aus, indem wir die Art der psychischen Vorgänge untersuchten, welche bei solchen Bildungen thätig gewesen waren — und fanden dann, dass die allermeisten der formalen Ausgleichungen sich so zu sagen von selbst machten, sich unbewusst vollzogen, indem einzig die äussere Annäherung zweier Redeformen, ihre Nachbarschaft zu einem Ausgleich die erste Veranlassung wurde, während zu anderen formalen und realen Ausgleichungen die Bedingungen in den Formen selbst gegeben sein mussten, wenn eine Ausgleichung unter ihnen eintreten sollte; wir betrachteten dann die Beschaffenheit der beteiligten Formen, ihr Verhältnis zu einander und sahen, dass solche Formen, welche durch die Denkthätigkeit in die engste Beziehung gesetzt sind, die also durch die Funktion oder durch Sinn und Bedeutung mit einander verknüpft sind, einen Ausgleich eingehen können — wie der zweite Komparativ statt des Positiv eingetreten ist in Anlehnung an den benachbarten Komparativ, mit dem er verglichen wurde, oder das Perf. des Inf. bei oportebat, aequom fuit durch Einwirkung des Praeteritums des Hauptsatzes sich einstellte, oder wie andererseits der in pars eingeschlossene Plural verführerisch auf den Plural des Prädikats einwirkte. Aus gleichen Ursachen sahen wir auch bei den sog. Kombinationsbildungen Redeformen in analogiewirkende Association treten. Letztere Klasse indes liesse sich gleich allen Analogiebildungen auch nach einem anderen Gesichtspunkte behandeln. Man könnte nämlich bei ihrer Einteilung von dem Resultat der Analogiewirkung ausgehen, indem man beachtet und auseinanderhält, dass entweder die Originalform

z. B. interdico alicui forum durch die Nachbildung interdico alicui forō ganz verdrängt wird, oder beide Formen neben einander bestehen bleiben wie lucem tuendi copia und lucis tuendi copia. Wenn man so in dem Ergebnis der Formübertragung den Einteilungsgrund finden will, würde man weiter wie z. B. bei der Koexistenz der Beiordnung und der Unterordnung nach den Gründen forschen können, die eine alte Redeform trotz des Ersatzes durch eine parallele gleichwertige zu konservieren vermochten. Ferner würde man in vielen Fällen auch passend die Neubildung selbst zum Ausgangspunkt nehmen und fragen können: was verlieh den ersetzenden Formen den Vorzug vor den ersetzten? Man käme dann wieder auf das allgemeine Princip zurück, welchem wir überall als leitenden Faden unserer Darstellung syntaktischer Strukturen folgten, nämlich welcher Art waren die psychischen Vorgänge, welche bei der Formveränderung eine Rolle spielten? Hier sahen wir wiederholt, dass dem Sprechenden die bisher sprachübliche Form aus verschiedenen Gründen unbequem werden konnte, weshalb er nach anderweitigen Bildungen suchte, so dass als Endergebnis dieses Suchens eine Formübertragung eintrat. Als Motive solcher Uebertragungen ermittelten wir so in nicht seltenen Fällen den Differenzierungstrieb, der sich dort bei Schaffung von Analogiebildungen nach vorhandenen Mustern geltend machte, wo bei Wahl einer sprachüblichen Form Undeutlichkeit oder Missverständnis entstehen konnte, welcher Verlegenheit man durch eine Bildung differentiae causa vorzubeugen wusste. Endlich würde man die von uns »Kombinationsbildungen« genannten Redeformen, wo durch die gegenseitigen Einwirkungen zweier Formen ein Mittleres zwischen beiden entstanden ist, auch nach der Richtung hin untersuchen können, wie sie von dem zahlreichen Schwarme derjenigen sprachlichen Brachylogieen sich unterscheiden, welche als eine wirkliche Vermischung oder Zusammenziehung zweier Formen, gewissermassen als syntaktische Kontaminationsbildungen sich erweisen. Es ist durchaus nicht leicht, zwischen diesen

und den von uns angenommenen Kombinationsbildungen eine scharfe Grenze zu ziehen. Die Erscheinungsformen beider haben so viel Verwandtes und tragen so viel gemeinsame Züge, dass eine begriffliche Sonderung fast misslich erscheint. Und dennoch können wir uns dieser Aufgabe nicht entziehen. Versuchen wir es denn.

Die Morphologie macht uns häufig auf Formen aufmerksam, die gleichsam aus zwei verschiedenen zusammengeschweisst sind: sie nennt sie Kontaminationen wie das lat. iecinoris neben iecur. Im Indischen nämlich giebt es die parallelen Stämme jakan und jakṛt; darnach lauteten sie lat. einst iecor *iecinis, aus beiden Stämmen wurde der Genetiv iecinoris kontaminiert; der zweite Stamm ist noch in iecinerosus »leberkrank« bei Marc. Empir. 22 ersichtlich. Das Durcheinanderwerfen beider Stämme erzeugte auch die korrupten Genetive iocineris und iocinoris. Solche Kontraktionen zweier Formen kennt auch die Syntax der meisten Sprachen. Sie finden sich besonders in Zusammensetzungen gewisser Verba mit Präpositionen und in Verbindungen der Verba mit anscheinend unpassenden Präpositionen oder Casus. Für den ersten Fall mögen Ausdrücke wie: sich hineinsprechen (bei Engel), herunterloben (Voss), hinausbrüllen (Klopstock), herausscherzen (Herder), sich etwas zusammensitzen (Seume), hinwegbeten (Schiller), hineingeheimnist (Goethe) — als Beispiele dienen, für den zweiten Fall: »ich lieg' ins Gras; sie sassen ins Blumenland« (Uhland), »er sass aufs Pferd« (volkst.), »er liegt ins Schiff« (Opitz, welcher derartiges häufig hat). Solche Formen lassen sich elliptisch erklären, oder es liegt in ihnen eine Zusammenziehung zweier Begriffe. Dann ist also »niederliegen« = sich niederlegen und dann (am Boden) liegen, »nach hause sein« = nach hause gegangen und dann zu hause sein, wie das griech. *παρεῖναι εἰς Σάρδεις, στῆναι εἰς τόπον τινά.* So sagt Goethe »ins Klare sein« = ins Klare gekommen sein und im Klaren sich befinden, »vors Angesicht stehen«; so sagt man allgemein »unterwegs nach dem Gasthause«; »die Knaben spielten sich aus dem Haus« (W. Müller, Johannisopfer), ebenso griech. *καθήμεθ' ἄκρων*

ἐκ πάγων, d. h. *κατασκοποῦντες ἐκ-*, vgl. *παρασκευάζεσθαι οἴκαδε* (Xen. An. 7, 7, 57) sich zur Heimreise anschicken, *κατακωλύειν τινὰ ἔξω* (5, 2, 16) zurückhalten jemand, dass er draussen bleibe. So steht *εἰς* unendlich oft brachylogisch, indem es eine der Handlung folgende Bewegung mit umfasst z. B. *ἀνίστασθαι εἰς, ἐκλείπειν τὴν πόλιν εἰς χωρίον, στῆναι εἰς τὸ μέσον*; schon Homer kennt diese Brachylogie: *ἐς Λιβύην μ' ἐέσσατο* = er schiffte mich ein, um (oder verheissend) mich nach L. zu bringen Od. ξ 295; man vergleiche damit *ὑφαίνειν εἰς ἀγοράν* bei Men. 838 und die interessante franz. Wendung il a quitté Paris pour Rome. In den slavischen Sprachen sind diese Konstruktionen ungemein häufig, sehr gewöhnlich z. B. im montenegrinischen Serbisch. So heisst es im serbischen Volksliede Kraljevic Marko's Tod: kada budes visu na planinu (cum eris in alto in saltum) wenn du auf der Höhe ins Waldgebirge sein wirst.[1]) In allen Fällen der letzteren Art, der wir das lat. convenio, congregor, abdo me cet. mit in und Acc. beigesellen können, ist also eine Vermischung eines Zustandes der Ruhe an einem Orte mit einer Bewegung nach einem Orte hin enthalten, doch so dass das Sein am Ziele oder die Handlung am Orte, als das Wesentlichste und Bedeutsamste aufgefasst, die Konstruktion beherrscht und das minder bedeutsame Verbum der Bewegung, welche doch vorausgegangen sein muss, ehe man ans Ziel gelangt, verdrängt hat. Diese Verdrängung war um so leichter möglich, als ja das Sein am Ziele die Bewegung dahin voraussetzen lässt. Auch das Gegenbild dieser Konstruktionen ist bekannt. »Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen« (Schiller), *ἦλθεν ἐν τῇ πολει, κάππεσον ἐν Σάμῳ = κάππεσον εἰς Σάμον καὶ ἐκείμην ἐν Σάμῳ*; lat. pono, loco, colloco, statuo, constituo, consisto, consido mit in und d. Abl. Hier wurde

[1]) Andere Herausgeber, z. B. Novakovic, der gegenwärtige serb. Unterrichtsminister, schreiben: na planini = in saltu. Ganz ohne Grund. Denn in der serbischen Volks- und Kunstpoesie sind analoge Wendungen mit leichter Mühe oft zu finden z. B. u ruke = in manus statt des erwarteten u rukama (in manibus). Sie scheinen eine Eigentümlichkeit gerade der montenegrinischen Mundart zu sein (Vymazal).

das Verbum der Bewegung nach dem Ziele hin als das Bedeutsamste aufgefasst und so das Verbum, welches den Zustand der Ruhe am Orte bezeichnet, als selbstverständlich und durch den adverbialen Beisatz vollkommen angedeutet geopfert. Im Mähr. sagt man ähnlich kde ides? eig. = ubi is? wo gehst du? um zu bezeichnen wohin gehst du? Dieser Sprache ist die Partikel kam (wohin) ganz abhanden gekommen. Dasselbe gilt im Polnischen: gdzie idziesz?

Vergleicht man diese Brachylogieen mit den oben von uns als Kombinationsbildungen hingestellten Formen wie mich ist wunder, so wird sofort eine äussere Verwandtschaft beider Arten ins Auge fallen; wenn man nämlich sie nach dem Ergebnis, dem Erfolg der Verknüpfung zweier Reihen betrachtet, so läuft dies Resultat in beiden Fällen ziemlich auf eins hinaus: von jeder der beiden ursprünglichen Reihen ist ein Glied in dem Produkt derselben äusserlich erhalten. Auch wenn man die Beschaffenheit und das gegenseitige Verhältnis der beteiligten Reihen erwägt, wird man finden, dass Reihen wie »ich bin ins Klare gekommen« und »ich befinde mich im Klaren« so durch den Sinn verknüpft sind, dass eine structura media unter ihnen mit Leichtigkeit sich anbahnen konnte. Soweit würde also nichts im Wege stehen, dergleichen Bildungen den echten Kombinationsbildungen, als welche sie sich nach mehrfachen Gesichtspunkten charakterisieren, beizugesellen. Nur nach einer Richtung hin scheint eine differentia specifica obzuwalten. Betrachtet man nämlich die Art des psychischen Vorgangs, der zugrunde liegt, so ist es eben die Brachylogie selbst, die in Bildungen wie interdico alicui foro in keiner Weise nachgewiesen werden kann. Sagt man ἦλθεν ἐν τῇ πόλει, so konnte nicht ohne Grund das fehlende Verbum der Ruhe, weil durch den sprachlichen Ausdruck bereits zur Genüge angedeutet, fehlen; die Seele des Hörers verstand das Hinzuzudenkende nichtsdestoweniger mit und empfand keine Ellipse. Wir müssen demnach annehmen, dass in diesen Brachylogieen zwar deutliche Spuren das Ineinanderrinnen zweier Reihen ver-

raten, zugleich aber mag in nicht seltenen Fällen eine bewusste rhetorische Kürzung jene Reihen reduciert haben.

Wir haben hiermit nur eine einzige Species der »Vermischung« oder besser der »Zusammendrängung« zweier Redeformen berührt; es giebt deren in den Sprachen so viele, dass man hunderte von Gruppen bilden könnte. Es gehören hierzu die nur zu oft als inkorrekt zu bezeichnenden Zusammenziehungen in solchen Fällen, wo die Beziehung des gemeinsamen Teiles zu allen denen, wozu er gleichmässig gezogen werden soll, nicht vollständig dieselbe ist, was schärfer hervortritt, wo die Verschiedenheit der Beziehungen auch formell sich kundgiebt: verschiedene Formen des sog. Zeugma besonders im Deutschen, ferner Verbindungen wie Xen. An. 2, 5, 15: *ἥδιστ᾽ ἂν ἀκούσαιμι τοὔνομα τίς ἐστιν δεινός* = *ἀκούσαιμι τίς* + *ἀκούσαιμι τοὔνομα τούτου ὅςτις*. 2, 5, 5 *οἱ φοβηθέντες* statt *φοβηθέντας*, vgl. Herod. 2, 152 *ἐκβάντες ἐς γῆν ἀγγέλλει ὡς χάλκεοι ἄνδρες λεηλατεῦσι*. Thuk. 3, 12, 1 *ὅ τε τοῖς ἄλλοις μάλιστα εὔνοια πίστιν βεβαιοῖ* = *ὅ τε τοῖς ἄλλ. μάλ. εὔνοια ποιεῖ* (*παρέχει*), *πίστιν βεβ.* Hier blieb also das unwesentliche *ποιεῖ* weg und der epexegetische Satz vermischt sich mit dem vorhergehenden. Bei allen Schriftstellern, welche gedrungene sprachliche Kürze lieben, sind solche Redewendungen zahlreich. Natürlich werden sie bei Vergleichungen wiederum am meisten erscheinen. So steht im Griech. der Genetiv beim Komparativ, wenn nur das ihm gleichfalls beizulegende Subjekt des Komparativs berücksichtigt wird, im Lat. fehlt dann das Nomen der Beziehung gleichfalls nach quam. — Der Grieche setzt mit ähnlicher Brachylogie zu *ὁ αὐτός, ἴσος, ὅμοιος* u. ä. den Dativ; es begegnen sich also Griechen und Römer darin, dass sie regelmässig da, wo zwei Gegenstände in Beziehung auf denselben Begriff mit einander verglichen werden, diesen nur einmal setzen, das andere Mal aber den Gegenstand allein in dem Casus, in welchem jener Begriff, sobald er diesen Gegenstand im Genetiv bei sich hat, stehen müsste, z. B. *ἡ δὲ ὄψις ἠλέκτρου οὐδὲν διέφερε* = *ἠλέκτρου ὄψεως*. — So steht in Vergleichssätzen öfter ein Superlativ, aus dem nur anscheinend noch ein Komparativ

9*

zu ergänzen ist, z. B. θανεῖν ἄριστόν ἐστιν ἢ ζῆν ἀθλίως = ἄριστον καὶ κρεῖττον. In der gleichen Stelle Od. 11, 483 σεῖο δ', Ἀχιλλεῦ, οὔτις ἀνὴρ μακάρτατος steht der Superlativ durchaus nicht für den Komparativ wie Thiersch Gr. Gr. §. 282, 5 und alle Gramm.[1]) annehmen, auch ist kein Komparativ hinzuzudenken wie Krüger Dial. Synt. 49, 10, 5 erklärt, sondern der Genetiv ist der proethnische Abl. comparationis, von dem wir oben S. 108 gesprochen, also — von dir an gerechnet ist keiner der glücklichste, im Vergleich zu dir. Aehnlich Theogn.: γῆρας — θανάτου τε καὶ πασέων νούσων ἐστὶ πονηρότατον. Il. α 505 τίμησόν μοι υἱόν, ὃς ὠκυμορώτατος ἄλλων ἔπλετ' = im Vergleich zu anderen[2]). Nimmt man an, dass ἢ ζῆν ἀθλίως in der vorhin citierten Stelle nur ein für den Gen. comp. gewählter jüngerer Ersatz ist, der, wie sonst allgemein, gebraucht wurde nach Analogie des ἢ beim Komparativ statt des Gen. comp., so ist auch diese Stelle ohne Ergänzung eines Komparativ zu erklären; ἢ wäre dann = im Vergleich zu, gegenüber. — Aber eine augenscheinliche Verbindung zweier verschiedenen Ausdrucksweisen ist es, wenn Eur. Medea 675 in einem Vergleichungssatze gesagt wird σοφώτερα, ἢ κατ' ἄνδρα συμβαλεῖν ἔπη = σοφώτερα ἢ κατ' ἄνδρα + σοφώτερ' ἢ (= ἢ ὡς, ἢ ὥστε) ἄνδρα συμβαλεῖν. So noch Plat.

[1]) Nur Curtius Gr. Gr. §. 416, 2 drückt sich annähernd richtig aus, wenn er über Soph. Ant. 100 κάλλιστον τῶν προτέρων φάος sagt, man erwarte entweder κάλλιον τῶν προτέρων oder κάλλιστον πάντων. Er übersetzt richtig; es liegt aber keine Zusammendrängung der beiden Redeformen vor.

[2]) Auch M. Haupt erklärte diese Stelle falsch, wenn er sagte, der Superlativ sei unlogisch; aber die lat. und gr. Sprache hätten sich so ausgedrückt, indem sie zwei Vorstellungen zusammendrängten, von denen eine den Superlativ erforderte. Auch Schaefer z. Dem. 3 p. 154 urteilt irrig über das ähnliche μόνος ἄλλων zugleich mit Krüg. Gr. 47, 28, 10; ἄλλων ist kein Gen. part., sondern comp. In gleicher Weise irrt Krüger zu Thuk. 1, 1, 1 πόλεμον ἀξιολογώτατον τῶν προγεγενημένων vgl. 5, 60, 3; 6, 31, 1; ähnl. ἱεροπρεπέστατος τῶν προγεγενημένων bei Xen. = der ehrwürdigste im Vergleich zu —. Zu μόνος ἄλλων vergl. oben S. 107 nullus hoc meticulosus aeque.

Krat. 392 a. — Zu erwähnen ist hier auch der bei Homer nicht seltene Ausdruck βούλομαι ἤ — ich will lieber als, dem das überall im Lat. begegnende quam mit Auslassung von potius oder magis entspricht, was schon Plautus (Rud. 943) bekannt ist, im Lat. aber nicht auf volo beschränkt wird, sondern nach den verschiedensten Verben vorkommt, vgl. Cornel. Dat. 8, 1 statuit congredi quam refugere. Kurz, der Brachylogieen, die eine Verschmelzung zweier Ausdrucksweisen einschliessen, giebt es genug, wir haben aber nicht die Absicht, sie hier zu gruppieren, sondern begnügen uns für jetzt mit diesen Andeutungen. Nur eine im Lat. auftretende umfangreiche Gruppe können wir nicht umgehen; sie ist mit den Kombinationsbildungen verwandt, welche oben genauer geschildert wurden.

IX. Bemerkenswerte Fälle der Zusammendrängung zweier Redeformen.

Die im Folgenden erläuterten Erscheinungen sind derart, dass auch sie zwar eine Koalition zweier in der Seele des Redenden ursprünglich sich begegnenden Gedanken darstellen, aber diese Kombination vollzog sich mit einer Kürzung des ersten Satzes, von dem nur ein Wort, besonders die Anfangspartikel, erhalten blieb, während alle seine übrigen Teile nicht zum sprachlichen Ausdruck gelangten. Naturgemäss war gerade jener erhaltene Rest, jener in den zweiten Satz übergegangene Satzteil das wesentlichste Stück des Ganzen und somit für das gegenseitige Verhältnis beider Sätze von Wichtigkeit; nur diesem Umstande verdankte er seine Erhaltung; alles Uebrige wurde geopfert, weil minder erheblich und aus dem Zusammenhange leicht entnehmbar. Es handelt sich hier also um eine ganz besondere Erscheinungsform elliptischer Redeweise, so dass weniger von einer Ausgleichung als von einer Zusammendrängung zweier Sätze zu reden ist. Hierher gehören

a. Quin vor dem Imperativ, verglichen mit nam, enim. Wie die Entwickelung der lateinischen Partikeln überhaupt ein überaus weites, aber vielfach schwieriges

und undankbares Feld für syntaktische Forschung eröffnet und wie fast kein Teil dieser Materie undurchforscht geblieben ist (ich erinnere an die verdienstvollen Arbeiten von Em. Hoffmann, Lübbert, Draeger, O. Ribbeck, Ph. Spitta, E. Ballas, Fritsch u. a., vor allem aber an Hand's grundlegendes Werk): so ist auch quin infolge seiner mannigfachen, von den Autoren mehr und mehr ausgedehnten Verwendung besonders lehrreich. Auch hier wie immer, wo verschiedene Strukturen in Anwendung kommen und eine Verschiedenheit der Bedeutung vorzuliegen scheint, ist auf die primäre Gebrauchsform der Partikel zurückzugehen und von ihr aus als von einem festen Gesichtspunkte die Weiterentwickelung zu verfolgen, um den Zusammenhang nicht zu verlieren. Durch Nichtbeachtung dieses Princips kam man früher bei der Part. quin zu falschen Resultaten. Jetzt sind wir glücklich über diese Zeit hinaus, wo man das interrogative und das relative quin von quin in der Verwendung oder, wie man damals sagte, in der Bedeutung »ja, fürwahr, sogar, wirklich«, Madvig: »vielmehr, lieber«, d. h. von der zur Bekräftigung und Verstärkung gebrauchten Partikel völlig verschieden sein liess, als wären es zwei getrennte Wörter. Das archaische Latein, welches diese doppelte Verwendung bereits kennt, lehrt unzweideutig die Entwickelung der affirmativen aus der ursprünglich interrogativen Verwendung (quin = qui ne?). In den bei den Komikern häufig erscheinenden Formeln quin tu eloquere, quin tu audi, quin tu i modo, quin tu dic! etc., wo quin mit dem Imperativ verbunden wird, liegt jene Art der Brachylogie zugrunde, dass durch schnelle Ideeenassociation, welcher wir so oft in erregter und eilig vorwärtsstrebender Rede begegnen, eine aus zwei Gedanken komprimierte Redeweise sich bildet. Ein Beispiel möge dies erläutern Plaut. Bacch. 273 sqq.:

CH. Porro etiam ausculta pugnam, quam voluit dare.
NI. Etiam quid porro? hem . . . .
Deceptus sum: Autoluco hospiti aurum credidi.
CH. Quin tu audi.

Der Sinn ist also der: Nicobulus soll zuhören, aber

dieser, ungeduldig, will nicht hören und unterbricht den Chrusalus. Dieser unterbricht ihn seinerseits und fordert ihn nochmals auf: Quin (quid non, cur non) tu audis? audi dum — »warum willst du denn nicht hören? So hör doch nur!« Durchaus nicht anders verhält sich die Sache bei Cic. p. Mil. 29, 79 quin sic attendite iudices (wo Halm erklärt: Correctio in Form einer Aufforderung), oder wenn quin am Anfang eines behauptenden Satzes steht; auch hier ist die ursprüngliche Frageform durchscheinend. So bleibt es also immer ein und dieselbe Partikel und hat einen ähnlichen Entwickelungsprocess durchgemacht wie nam und enim. In Bezug auf nam billige ich die Ansicht von Fritsch (Progr. Wetzlar 1859): es sei entstanden aus dem sanskr. Demonstrativstamm ana »jener«; es ist wohl der Lokativ davon = da hin (dann, denn). Es hat mithin zunächst demonstrative Kraft; hieraus entwickelte sich die explikative und affirmative, endlich die kausale; allen diesen ist gemeinsam, dass es deiktisch einen früheren Gedanken wieder aufnimmt. In der Frage verwendet, verstärkt es also dieselbe ähnlich wie quin, wobei der argumentierende oder explikative Gedanke indes oft so versteckt ist, dass der Kausalnexus kaum gefühlt wird. Dasselbe gilt von enim, vielleicht aus e-nam entstanden. Dem steht die Verbindung dieser Partikel mit einer adversativen (sed enim, at enim) nicht entgegen; sie bestätigt vielmehr die ursprünglich demonstrative Bedeutung und den darauf beruhenden späterhin affirmativen Gebrauch. Einen gleichen Process erkennt man bei autem. Dieses ist in der älteren Sprache, besonders bei Plautus (vgl. Mil. 207. 678. 1149. Merc. 319) sehr oft identisch mit unserem »widerum, hinwiderum, wider«, nicht sowohl Entgegensetzung als Gleichsetzung bezeichnend, gleichwie *αὖ, αὖθις*. Und da im Zurück- oder Wiederkommen zugleich ein Entgegenkommen enthalten ist, so ist das adversative Element leicht erklärlich. Nicht anders hat sich in unserem »aber« und »wider« (wie im Mittelhochd.) der Begriff der Wiederholung bis auf diesen Tag ausgeprägt erhalten. Wir kommen im nächsten Kap. auf autem zurück.

b. Jamdudum beim Imperativ. Diese Verbindung ist dem älteren Latein noch unbekannt, denn hier verliert iamdudum den Hinweis auf die vergangene Zeit selbst dann nicht, wenn es mit dem Praesens erscheint, d. h. »ich habe es gethan und thue es noch« wie Amph. 2, 2, 71 quem iamdudum dico. Erst Virgil erlaubt sich die Neuerung, dies Adverb zum Imperativ (und sogar zum Infinitiv Georg. 1, 213 tempus iamdudum incumbere aratris) zu fügen, in der viel citierten Stelle Aen. 2, 103 iam dudum sumite poenas. So Ovid in 4 (1 mal zum Optativ), Seneca in den Ep. in 2, Stat. Theb. in 1 Stelle. Hier sind also zusammengedrängt die Gedanken: »es hätte schon längst geschehen müssen« und »darum thut es schleunigst«. —

c. Folgende Konstruktionen, die ich nur aufzähle, in den beigefügten §§. auf Draeger verweisend:

α. Das brachylogische quam nach einem Komparativ: maiore quam venerint silentio abituros = quam id esset cum quo venerint Liv. 3, 16, 5 u. ö. §. 519, 2, g.

β. Das brachyl. quod, im Sinne von quod attinet ad id quod 378, 3, 11.

γ. Das brachyl. ut nach adduco, cogo cet., wo statt der Ansicht von dem thatsächlichen Eintreten einer Folge diese letztere selbst gesetzt wird 408, und mehr darüber Madvig zu d. fin. 1, 5, 14. Eine ähnliche Zusammendrängung in Liv. 5, 24 morituros se citius[1]) — quam quidquam earum rerum rogaretur = quam rogari paterentur oder rogari passuros; sowohl der Konj. paterentur als der Acc. c. inf. sind in solchen Sätzen sprachrichtig, letzterer

[1]) Formal und inhaltlich gleiche Sätze wie dieser kehren als eine stereotype Phrase nicht nur bei Livius, sondern im ganzen Latein seit Cicero unendlich oft wieder und beweisen augenscheinlich, wie oft Sätze nach einem typischen rhetorischen Muster gebildet werden. Fast gleichlautend ist zu finden: Cic. fam. 2, 16, 3; Att. 2, 20, 3, vgl. Tusc. 2, 22. Caes. b. c. 3, 49. Liv. 4, 2; 9, 14; 24, 3: morituros se citius quam; 26, 26; 35, 6, 6; 40, 4, 7. Curt. 8, 2, 28. Corn. Ham. 1, 6. Tac. ann. 13, 42. Ueberall begegnet hier der Inf. fut.; sonst steht in gleichlautenden Sätzen häufig posse, das Gerundivum oder ähnl. futurische Begriffe. Ueber den Konj. nach quam in diesen sprachlich interessanten Sätzen vgl. Madv. zu d fin. 4, 8, 10.

infolge bekannter Ausgleichung in Vergleichungssätzen der indirekten Rede.

δ. Das brachyl. finale ne 546. Madv. a. a. O. 2, 24, 77.

ε. Verschiedene Formen der Brachylogie in Bedingungssätzen, wo sie besonders häufig eintritt, so

si nach miror, mirum 522 a, gebraucht auch da, wo eine Thatsache der Gegenstand des Affekts ist wie im Griech.

si = ob etwa 533.

ζ. Paene, prope mit Indikativ eines Praeteritums im Hauptsatze und ähnliche kontrahierte Formen 550, d.

η. Die Formel satin, satin ut in Fragesätzen, von der itane sich weniger der Bedeutung als dem Gebrauch nach unterscheidet. Satin ut kommt nach Holtze II, p. 267 bei Plautus 5 mal vor, doch nach der Emendation Fleckeisen's in der Stelle Amph. 633 (est statt ut) bleiben nur 4 übrig, darunter 3 mit folg. Indikativ, eine Bacch. 491 mit Konjunktiv. Diese Formeln, Reste verkürzter Sätze, entsprechen unserem deutschen »wahrhaftig« (satin), »wunderbar wie, wie wunderbarlich« (satin ut). —

So liessen sich noch andere verbreitete Redeformen als Belege für die psychologisch zu erklärende Zusammendrängung zweier Gedanken anführen; die Lektüre besonders der griechischen Autoren liefert hier noch reichlichere Ausbeute als die der lat. Komiker und des Cicero. — Ich schliesse mit einer Stelle des Demosthenes und zwei Stellen des Horaz, welche Kritikern und Erklärern Steine des Anstosses gewesen sind, über die sie entweder stolperten oder denen sie durch geschickte Drehung und Wendung in ihrer Interpretation aus dem Wege gingen.

Eine solche nutzlos angefochtene und vielumstrittene Stelle ist Demosth. Olynth. II, 4: *ὧν οὖν ἐκεῖνος μὲν ὀφείλει . . . χάριν, τούτων οὐχὶ νῦν ὁρῶ τὸν καιρὸν τοῦ λέγειν.* Wolf und Reiske erklären, dies stehe für *οὐχὶ νῦν ὁρῶ τὸν καιρὸν τοῦ ταῦτα λέγειν;* offenbar ist dies der Sinn. Rüdiger konstatiert eine Vermischung der Strukturen: *καιρὸν τούτων* und *καιρὸν τοῦ λέγειν ταῦτα οὐχὶ ὁρῶ.* Schaefer (ad. Dem. I, p. 237 Lond. 1822) aber, darüber aufgebracht, sagt, er

wisse wohl, dass Konstruktionen von gewissen Klassikern vermischt seien, doch sei es sparsam und mässig geschehen; gegenüber der Lesart der besten Codd. empfiehlt er daher die der weniger guten ὑπὲρ τούτων. Aber warum und mit welchem Rechte soll einem Demosthenes das versagt sein, was redende Menschen unbewusst alle Tage thun? Es ist kein Grund vorhanden, eine Ausgleichung der qu. beiden Strukturen zurückzuweisen, zumal der Genetiv ὧν eben voran gegangen und das Subst. καιρόν sogleich folgt. Analoge Kombinationen haben wir nicht bloss im Lat. zur Genüge kennen gelernt. Daher ist eine Korrektur der Stelle nicht erforderlich und die Lesart Westermann's, der das hinlänglich beglaubigte τούτων ganz auslässt, keineswegs gerechtfertigt.

Der Klassiker Horaz spricht wie andere gewöhnliche Menschen oder sagen wir, wenn dieser Vergleich den grossen Verehrern dieses Meisters beleidigend erscheinend sollte, mit der genialen Natürlichkeit und liebenswürdigen Ungebundenheit eines Goethe mehr als einmal. Ich hebe Stellen heraus, von denen die zweite besonders jene Behauptung nicht Lügen strafen wird.

Erstens Serm. 1, 4, 102 sqq.

quod vitium procul afore chartis
Atque animo prius, ut si quid promittere de me
Possum aliud vere, promitto . . . .

Die Kommentare begnügen sich hier meist mit der Erklärung, Horaz habe, um das Wort promittere nicht dreimal zu setzen, die erste Person an das Ende der Periode gestellt; nach ut sei promitto nochmals zu denken. Diese Erklärung scheint mir nicht ausreichend; vielmehr haben wir hier eine aus folgenden Sätzen kontrahierte Periode:

quod de me promitto, ut aliud quid de me promittere possum —
quod de me promitto, si quid aliud de me promittere possum

so dass si quid fast den Wert von aliud quidquid fuerit hat. —

Die zweite Stelle Serm. 1, 4, 24 ist schwieriger und daher ein Tummelplatz der Kritik geworden; sie lautet

Quod sunt, quos genus hoc minime iuvat, utpote
plures
Culpari dignos. quemvis cet.

Um die Schwierigkeit, welche hier in plures liegt, zu lösen, hat man vielfach missglückte Versuche gemacht. Zunächst war es verlorene Mühe, wenn Heindorf den Casus in plures dignos, den er für anstössig hielt, durch Citate zu entschuldigen suchte. Der Accusativ erklärt sich durch einfache Attraktion; wenngleich unleugbar ist, dass diese Redeweise eine grosse Härte enthält, hat doch die Attraktion an sich nichts Ungewöhnliches. Zusammengedrängt sind hier die beiden Gedanken

sunt plures quos genus hoc min. iuvat, utpote
culpari dignos —
sunt quos genus hoc min. iuvat, utpote cum plures
sint culpari digni.

Horkel (Anal. Hor. p. 44) verwirft obige Lesart als unhaltbar: man solle doch die Verschiedenheit der Satiren und Oden nicht vergessen; mit anderen Worten: für die letzteren möchte er jene duritas verborum zugeben, für jene nicht. Wir glauben im Gegenteil, dass gerade die Satire vielfach Alltagssprache zur Schau trägt; so wird jene eckige und kantige Struktur nicht bloss erklärlich, sondern auch verzeihlich. Er fährt dann fort: zugegeben, dass Horaz einer solchen Struktur fähig, bleibe dennoch der Sinn unklar, wenn nicht falsch; entweder sei plures = plures cives oder — plures improbantium, beides sei undenkbar. — Wir fassen dagegen plures im Sinne von multos, satis hominum oder, was durch analoge Fälle (so Nep. 4, 5, 5) bestätigt wird, — pierosque, d. i. »die Majorität« auf; dieser Auffassung steht das folgende quemvis nicht im Wege. Aber auch hiervon will Horkel nichts wissen, weil es der Natur der Attraktion widerstrebe; er begründet diesen uns unerfindlichen Widerspruch indes nicht näher. Nach ihm hat Horaz, wie Serm. 2, 1, 23 cum sibi quisque timet — bestätige, an alle gedacht. Allein eine Gedankenform eines folgenden Gedichts braucht doch nicht eine Norm für den Wortlaut einer früheren Stelle zu bilden. Kurz,

Horkels ganze Polemik spitzt sich dahin zu, seine Konjektur utpote iures einzig und allein plausibel zu machen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir zeigen, wie unstatthaft, ja wie wenig für Horaz angemessen jene Konjektur erscheint. Nicht besser ist die von Schneidewin utpote putres, zumal das Wort puter nie in moralischem Sinne sonst gebraucht wird (Pers. 5, 58 und Hor. Carm. 1, 36, 17 oculi putres spricht nicht dagegen). Die Stelle bedarf also durchaus keiner Remedur. Wir haben ihr nur deshalb eine längere Betrachtung gewidmet, um an ihr wie an jener Demosthenesstelle es augenscheinlich zu machen, auf welchen überflüssigen Umschweif oder oft verfänglichen Irrweg es führt, wenn man berechtigte Eigentümlichkeiten des sprechenden Menschen einem Schriftsteller des Altertums aberkennen will.

Drittes Kapitel.

Psychologisch zu erklärende Pleonasmen.

Aus der schon im ersten Kapitel im Umriss gezeichneten Masse der Pleonasmen sollen nur einzelne besonders merkwürdige Formen betrachtet werden.

I. Die Verstärkung der Negation durch Häufung der Verneinungswörter.

Im alten Latein findet sich die im Griechischen und Deutschen häufige, in den romanischen Sprachen gleichfalls vorkommende doppelte Negation zur Verstärkung der Verneinung. Besonders wird so neque gesteigert durch ein nachfolgendes ne, non oder haut. Cato r. r. 66 neque nucleis ad oleam ne utatur, nam si utetur, oleum male sapiet. Ennii Erechth. fr. 4 lapideo sunt corde multi, quos non miseret neminis. Plaut. Curc. 4, 4 23 neque tuas minas non pluris facio quam. Epid. 4, 1, 6 neque nunc ubi sit nescio. 5, 5, 17 neque ille haut obiciet mihi. Bacch. 4, 9, 114 neque ego haut committam. So noch Mil. 5, 5, 18; Pers. 4, 3, 66. Auch eine Stelle des Terenz, Andr. 1, 2, 34 neque tu haud dices, endlich nur noch eine bei Gellius 17, 21, 35 neque haut longe post.

Diese Häufungen sind ihrem Wesen nach den deutschen volkstümlichen Verdoppelungen der Negation in »kein — nicht« nicht gleich. Wenn die deutsche Volkssprache und das Volkslied aller Zeiten, Luther, selbst noch die Schriftsteller der klassischen Periode wie Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe jene Doppelungen gebrauchen, so

ist dies bekanntlich in der geschichtlichen Entwickelung unseres Sprachgebrauchs begründet. Das deutsche kein, aus de-hein (eig. dech-t-en »einer«, woher dik-ein, ik-ein, zuletzt k-ein, vgl. span. deg-uno = ullus) gegen das Ende des 12. Jahrh. entstanden, war doppelsinnig = nullus und ullus, aliquis, die Bedeutung von ullus, aliquis hat es noch im 15. Jahrh., und erst im 16. Jahrh. ging der Begriff von »irgend einer« in kein verloren und der von nullus wurde festgehalten. Man fand also lange Zeit die verneinende Kraft in unserem kein zu schwach und verstärkte sie durch nicht, ähnlich wie im Franz. nul und aucun nach ne oder sans die Bedeutung von ullus haben: sans nul effet, sans aucune difficulté, cela n'est de nul usage. Es erweist sich also für das Deutsche die doppelte Negation als historisch begründet. Im Lateinischen und Griech. dagegen liegt nur ein psychologisches Moment ihrem Gebrauche zugrunde. Dass sie in der lat. Volkssprache auftritt, sonst nicht, giebt den Schlüssel für die Erklärung. Diese unlogische Redeweise hat also keinen anderen Ursprung als viele andere Pleonasmen. Der sondernde, unterscheidende Verstand blieb bei ihrer Bildung ganz aus dem Spiel, während das erregte Gefühl und der auf den Eindruck gerichtete Trieb frei schaltete. Wollte der Sprechende nun etwas verneinen oder verbieten, so lag ihm daran, wie in dem oben angeführten Beispiel aus Plaut. Bacch., die Vorstellung ganz und gar von sich abzuweisen, dass er es dahin kommen lassen werde. In dem Verbote aus Cato sollte die Vorstellung des Gebrauchs der Kerne ganz ausgeschlossen sein. Das Nichtgebrauchen sollte eingeschärft werden, und das geschah durch einfache Verdoppelung in der Weise, als wenn wir jetzt sagen: »gebrauche sie nicht, ja nicht!« oder »gebrauche sie nicht! nicht! hörst du?« bez. als wenn wir sagen: »nein, ich lasse es dahin nicht kommen«. So hat also im Lat. das ne und non sowie hau, haut = οὐ[1]), mit dem es stammverwandt ist, seine volle negierende

---

[1]) Hau, haut, haud ist verwandt mit αὐ, einer Steigerung von u in αὖ-θι = dort, eig. weg, vgl. aut, autem. Aus ava, welches hieraus ent-

Kraft wie die indogermanische Negation des Aussagesatzes na, und diese ist niemals verdunkelt oder zurückgedrängt worden, wie dies auch in dem mit dem Verbum zu einem Begriff verschmolzenen ne in nescio, nequeo, nolo u. ä. ersichtlich ist, wo ne dazu dient, den Verbalbegriff in sein Gegenteil zu verwandeln.

Diese Verba nolo, nequeo und nego, welche eine Negation in sich enthalten, werden nun mit nec derart verbunden, dass nec diese Verba vertritt, wo wir »und« setzen. Hier steht also die Negation nur anscheinend pleonastisch Plaut. Poen. 3, 5, 32 negasne apud te esse aurum nec (= und) servom meum? Ebenso 5, 3, 10. Ter. Eun. 3, 4, 9 und Cicero. Aber in negativen Sätzen tritt nec öfter an Stelle des disjunktiven aut. —

Wir werden bei Gelegenheit dieses affektvollen Gebrauchs der doppelten Negation unwillkürlich an den oben behandelten Inf. perf. in verbietenden und verneinenden Sätzen erinnert. Dort veranlasste der auf den Eindruck gerichtete Trieb das Perfectum. Ein Verbot verbietet zwar ein Thun, der Verbietende aber wird in diesen Fällen in seinem Sinne weniger damit beschäftigt gedacht, dass etwas gethan wird, als vielmehr damit, dass etwas als gethan da ist und Folgen hat. Der Erfolg der Handlung ist im Sinne des Gesetzgebers, oder dessen, der da sagt ne quid emisse velit. So sagt der Landmann im Frühjahre nach langer Trockenheit zu seinem Nachbar durchaus nicht: »Es ist lange her, dass wir Regen gehabt haben!« sondern sein Bedauern kleidet sich in die Worte »Es ist lange her, dass wir nicht Regen gehabt haben!« Wir gelangen hiermit zu

II. Die Verstärkung der Position durch Negation.

Gleich uns bedient sich der Lateiner der Verneinungspartikel als eines rhetorischen Mittels für die Bejahung nicht bloss in Ausrufen, sondern auch in Fragesätzen.

---

standen = »entgegen«, ging οὐ hervor, οὐ-δεν = hau-d (neutrum vgl. aliu-d, illu-d) = für nichts, um nichts.

Das enklitische ne lässt in Ausrufen den Gegenstand des Ausrufes als etwas Unglaubliches erscheinen Cic. Verr. 5, 25 huncine hominem! hancine impudentiam vgl. »was du nicht alles weisst!« = du weisst ziemlich viel! Ueber die Fragesätze können wir hinweggehen, da in ihnen die Negation aus gleichem psychologischen Grunde wie im Deutschen abundiert. Deshalb erscheint ne zunächst auch nach den Verbis des Verhinderns gleich dem französischen und griech. Sprachgebrauch, aber auffallender Weise erst seit Cicero, und nach recuso, dagegen bei interdico schon im alten Latein (Plaut. Pers. 621), nach welcher Analogie auch veto bei Horaz mit ne verbunden wurde, sodann nach caveo, tempero = »sich enthalten« gleichfalls schon in der älteren Latinität. Im Deutschen findet sich nach ähnlichen Verben mit negativem Sinne »nicht« im abhängigen Satze. Wenn Tell (III, 1) sagt: »Verhüt es Gott, dass ich nicht Hülfe brauche!«, so versteht niemand darunter, dass Tell sich nach Hülfe sehnt. Wenn der strenge Logiker hier »nicht« anstössig findet, so hat er nicht so unrecht; aber wer im Affekt spricht, spricht aus dem Unbewussten und reflektiert nicht, hat auch gar nicht Zeit, die Begriffe zu zergliedern, sondern von seiner Empfindung hingerissen und im affektvollen Moment alles Uebrige vergessend, hebt er hervor, dass er das Nichtbrauchen gewollt, beabsichtigt habe. Wenn Lessing, Em. Gal. III, 5 sagt: »alles, was ich zu thun habe, ist zu verhindern, dass sie nicht gestört werden«, so geht alles, was er zu diesem Zwecke thun will, darauf hinaus, dass sie nicht gestört werden möchten. Dieser Wunsch, welcher die Seele beherrschte, veranlasste hier in gleicher Weise die Negation wie nach den lat. Verben timendi und terrendi. Dieser psychologisch richtige Sprachgebrauch ist offenbar im Munde des Volkes zuerst geboren, von logisch geschulten Autoren wie Cicero und Caesar aber ohne Bedenken aufgenommen; niemand aber wird es den sonst so logisch denkenden gebildetsten Griechen und Römern verargen, dass sie sich nicht über den Sprachgebrauch ihres Volkes erhoben haben. Der schon plautinische Gebrauch metuo ne non (= ut), in dem

ne non niemals positiven Sinn = »dass« hat, sondern stets »dass nicht« heisst, beweist klar, wie das psychologische Moment stärker ist als alle Macht der Logik. — Was von ne in diesen Verbindungen gesagt ist, gilt auch von quominus im Sinne von ne. Nicht anders als im Lat. nach negativem Hauptsatze quominus erscheint im Griech. ein *οὐ* für unseren Sprachgebrauch überflüssig.

Im Griech. findet sich ferner nach einem verneinten Komparativ die Negation überflüssig z. B. in *ἢ οὐ* nach *οὐ μᾶλλον* vgl. die Erkl. zu Soph. Aias 1237, im Deutschen analog sehr oft, aber nach bejahenden Komparativen, desgleichen im Französischen; hier hebt und verstärkt also die Verneinung die Steigerung. Jes. Sir. 29, 14 »der wird dir besser sein denn kein Gold«, 17 besser denn kein Schild oder Spiess. Goethe: »du wärest reicher, als du nicht bist.« Il est plus puissant que vous ne croyez. — Mieux que vous ne pensez (Racine). Der Ursprung dieser Negation wird klar, wenn man von einfach vergleichenden Sätzen ausgeht: kein Gold ist so gut wie er, d. h. er übertrifft alles Gold an Wert. Die Negation hat sich so eingewurzelt, dass sie selbst nach dem auf vollständige Gleichheit hindeutenden ebenso mit einer Art inneren Widerspruches z. B. von Luther (»ich will ebenso edel sein als kein Jude«) und Lessing gesetzt wird. Aber selbst hier ist die Negation psychologisch noch entschuldbar, denn es ist gemeint »kein Jude soll ebenso edel sein als ich; keiner soll mir an Edelmut gleichen«. Gemäss der historischen Entwickelung des Wortes kein war es eigentlich selbstverständlich, dass unsere Vorfahren es nach dem Komparativ setzten, aber der Gebrauch ist auch psychologisch erklärbar.

Die slavischen Sprachen kennen gleichfalls die pleonastische Anwendung der Negation. Der beste Kenner ihrer Syntax, Miklosich, kommt zu dem Schlusse (Syntax S. 182), dass »die Sprache oft denselben Gedanken sowohl affirmativ als auch negativ ausdrückt. Es geschieht dies namentlich im Anruf.« — Ein besonders merkwürdiges Beispiel dieser Art findet sich bei Puchmajer: Merkur,

jen co v tůni n e s á h n e, sirocinu zlatou vytáhne, Merkur, sobald er in die Tiefe n i c h t greift, eine goldene Axt er herauszieht.

Man wird sagen, wir hätten mit diesen Ausführungen über die Negationen wenig Neues gebracht. Es war dies auch nicht unsere Absicht. Wir wollten in diesem Falle nur denjenigen, welchen das psychologische Moment weniger bekannt war, zeigen, dass in den lateinischen Verwendungen der doppelten Negation kein Gräcismus, in dem Gebrauch der deutschen Verneinungen in gleicher Weise und zur Verstärkung einer Behauptung kein Gallicismus vorliegt. Wenn hier romanische und germanische Anschauung übereinstimmt, so ist dies aus der Sache selbst, dem gleichen sprachlichen Bedürfnisse zu erklären. Diese Beispiele zeugen dafür, dass die gemeinsame, gleichartige Entwickelung in den verschiedenen indogermanischen Einzelsprachen auch wohl ihren einheitlichen psychologischen Grund hat. Die Entwickelung des Satzbaus beruht im wesentlichen auf der u n b e w u s s t e n Thätigkeit der menschlichen Seele und diese hat zu den verschiedensten Zeiten bei den verschiedensten Völkern Gleiches hervorgebracht. Bei syntaktischen Forschungen stösst man unendlich oft auf eine unverkennbare Uebereinstimmung gewisser Grundanschauungen einzelner Völker, die durch Zeit und Raum getrennt sind, so dass an eine Entlehnung nicht gedacht werden kann[1]). Oft ist das Zusammentreffen z. B. auch religiöser und sittlicher Anschauungen ein rein zufälliges, wie die Völkerpsychologie lehrt. Solche verschiedenen Sprachen gemeinsame Aeusserungen des psychologischen Moments haben wir im vorigen Kapitel mehrfach angetroffen. Es gehört dahin auch die Verstärkung der Position durch die sog. L i t o t e s, eine Art Ironie, die in den meisten Sprachen begegnet, eine Redeweise, die an Kraft und Bedeutung der Worte dem Sachverhalt des Gemeinten nicht gleichkommt. Sie ist ein deutliches Zeugnis für den

[1]) Weiteres darüber bei Behaghel, D. Zeitfolge S. 14; **Brugman**, Ein Problem d. h. T. S. 134 ff.

in Bezug auf psychologische Sprachbetrachtung wichtigen Satz (vgl. S. 48), dass die Worte nicht adäquater Ausdruck der Vorstellungen sind, welche der Sprechende damit verbindet, sondern noch etwas enthalten, was nicht ausgedrückt ist. Wenn man z. B. den Gedanken »sie fielen alle« recht lebendig ausdrücken will, so sagt man lat. omnes ad unum ceciderunt, slav. padli vsichni do jednoho, sie fielen alle bis auf einen, d. h. dieser aber fiel auch.[1]) Der Hörer wird so auch durch die Litotes genötigt, aus seinem Verstande das Mass zu füllen, um jenes nicht Ausgedrückte mitzuverstehen; jede Redeverbindung gewinnt aber dadurch an Kraft und Nachdruck, wenn sie den Hörer oder Leser nötigt, von seinem eigenem Vermögen etwas zu dem Gesagten hinzuzuthun. Die Folge eines solchen Verfahrens kann dann sein, dass das Hinzugedachte oder Hinzuzudenkende sich allmählich mit den Worten und Sätzen fest verbindet, dass es gleichfalls usuell wird. Auf diese Weise erlangen anfangs aussersprachliche Vorstellungen sprachliche Natur, indem das Momentane zum Bleibenden, das Individuelle zum Eigentum der Gesamtheit wird. Vgl. Paul Princ. S. 229. —

III. Die Häufung der Steigerungsformen

gehört gleichfalls zu den gemeinsprachlichen Pleonasmen. Wir berühren zuerst die Doppelgradationen. Ueber sie hat bereits gesprochen Wölfflin, Lat. u. rom. Komp. S. 42 ff. Grimm III, 620. Ascoli, Rivista di filol. IV, 574 und Brugman, Morph. Unt. III, 68 ff. Ott, Neue Jahrb. 1875 S. 787.

Solche potenzierten Steigerungen sind die organischen Doppelgradationen *πρώτιστος*, schon bei Homer nicht selten, auch in der Prosa des Demosth., *προτεραίτερος* Ar. Ri. 1165, *ἐσχατώτερος*, — *τατος* Xen. u. Aristot., *ἀσσοτέρω*, *ταχίστατος* Luk. Tragop. 246, *χειρότερος* Il. *ο* 513, *υ* 436, *χερειότερος* Il.

[1]) Dieses interessante Beispiel findet sich nebst anderen auffallenden bei Bréal (Les idées latentes cet.) nicht und beweist, dass der von ihm in dem genannten Vortrage angeregte Gegenstand sehr erweiterungsfähig ist und ein dankbares Feld sprachlicher Untersuchungen bietet.

β 248, *μ* 270, *ἀρειότερος, μειότερος, ἀμεινότερος* Hom. u. spät., vgl. *τρίτατος* nach Anal. von *δέκατος, ἔνατος* u. altind. çreshthatama-, garîyastara.

lat. primor (aus primus) Cato r. r. 51: primorem partem; pluriora Fulg. myth. 1, woher frz. plusieurs, proximior Sen. ep. 108, 16 u. ö., postremior und postremissumus, extremius und extremissimus Tertull. Schon extremus und supremus enthalten Komp. + Superl. — Ferner novissimior, infimior, minimissimus und pessimissimus Sen. ep. 21, 21 vgl. ital. ottimissimo.

deutsch ersterer, letztere; ahd. mêriro u. mêrôro, nhd. mehrere; ahd. bezerora; nhd. dest-er-er (= zwei Komp.) bei Seb. Frank Parad. 156b.

nhd. letzteste Goethe (41, 122) vgl. mehr-ste, erste, innerste, oberste.

In allen diesen organischen Doppelgradationen sind Associationsbildungen verborgen. Sie tragen alle denselben Zug. Das betreffende ursprüngliche, einfache Sprachelement, Komparativ oder Superlativ, war für den Sprechenden zu der Zeit, als er die analogische Neubildung vornahm, entweder verdunkelt oder nicht stark und ausdrucksvoll genug insofern, als es für seine Empfindung nicht genau dieselbe Bedeutung hatte, die er sprechend zum Ausdruck bringen wollte. Das Streben nach Deutlichkeit, nach schärferer Hervorhebung mag gleichfalls oft zur Neubildung gereizt haben. Wenn Goethe also die Form letzteste bildete, so war ihm letzte als Superlativ entweder nicht mehr bewusst oder nicht superlativisch genug, und er bildete diesen Superlativ nach Analogie anderer Superlative oder infolge Ausdehnung der Doppelgradation in letztere auf den Superlativ. So ist ahd. bezerora nach Analogie von plintôro gebildet; die vielfache Gradation post-r-em-us enthält zunächst post- mit komparativischem Sinne, gesteigert post-er-(us, wiederum gesteigert post-er-ior), daraus postre-mus. Brugman vergleicht hiermit ventitare, cantitare, jactitare, welche auf dem Wege der Formassociation nach dem Muster von Formen wie volitare, clamitare, agitare dasselbe Bildungselement doppelt erhalten haben, um den

frequentativen Begriff noch stärker hervortreten zu lassen, und erwähnt das homer. Doppelfrequentativ βοσκέσκοντο (Od. μ 355) und u. a. Formen wie derer, denen statt der, den, irer (gen. sing.) statt ir, um zu zeigen, dass hier im wesentlichen derselbe Trieb wirksam gewesen.

Dies zeigt sich auch in den Häufungen der Gradation durch eine damit verbundene zweite eines beigefügten Adj. oder Adverbs (oder durch Verbindung mit einem verstärkenden Adverb, griech. πάμπρωτος und παν-ύστατος Hom. παννπέρτατος Od. 1, 25) μᾶλλον ἆσσον Soph. Ant. 1210. ῥηΐτεροι μᾶλλον Hom. Il. 24, 243. αἱρετώτερον μᾶλλον Xen. An. 4, 6, 11 u. öfter, ja sogar — was ich in den Gramm. vermisse — das auffallende Gegenteil μοχθηρότερον ἧττον Plat.; ferner wird so durch μάλιστα, πλεῖστον, μέγιστον, letztere beiden dichterisch, die Bedeutung eines Superlativs gesteigert z. B. μάλιστα μέγιστοι Xen.

lat. magis mit Komp.: magis maior (vgl. ·magis magisque), mollior magis, certius magis, inimicior magis, facilius magis, dulcius magis, magis potius Plaut., ähnl. Verbindungen bei Ter. Damit ist zu vergleichen die etymologische Komparation stulto stultior, stultior stultissimo und das arch. nimio mit den Komp. z. B. nimio minus, nimio lubentius, n. celerius, n. nequior, facilius, expectatior, aequius Plaut., ja in komischer Uebertreibung die Häufung Stich. 339 nimio adporto multo tanto plus quam speras. Spätere: plus levior; valde pessimus. So ist praeclarior eigentlich gleich zwei Komparativen.

mhd. niemer mêre = nio-mêr (ahd.) mêre, es enthält also niemer (ahd. niomer) schon selbst den Komp. mehr, daher nhd. nimmermehr. — dester baz (= bezzer) Nib. (Lachm.) 1476 u. ö. küntlicher baz 1481. dester dankbarer H. Sachs 3, 1, 14. dester christlicher Luth. Briefe 2, 364 u. ähnl. — nhd. grösstmöglichstes und bestmöglichstes bei Goethe, bei dem auch höchst schöner wie umgekehrt bei Schiller minder Schuldigste vorkommt; minder kostbarsten Wieland an Merck 2, 56; »dass die Regen weniger heftiger sind« bei Pöppig (Chile 1, 38), einem Autor, der sonst in seiner Diktion

äusserst sorgsam ist. Diese Beispiele liessen sich leicht um ein Dutzend vermehren.

IV.

Die folgenden Häufungen sind zwar auch psychologisch zu erklären, sind aber keine Associationsbildungen. Mit den vorhin erwähnten haben sie das gemein, dass entweder einer der wiederholten Begriffe in der Vollkraft seiner Bedeutung verblasst, geschwächt war, so dass es nötig wurde, denselben durch ein zweites noch lebendiges und bedeutsames Element zu unterstützen, oder dass dem Sprechenden einzig und allein daran gelegen war, durch Wiederholung desselben oder eines ähnlichen Begriffes für seinen gerade obwaltenden Mitteilungszweck den Ausdruck schärfer auszuprägen, nachdrücklicher zu gestalten. Um mit dem letzteren Falle anzufangen, in »lang', lang' ist's her« gewinnen diese beiden Positive völlig den Wert von »sehr lange«. Hier steigt dem die Neubildung schaffenden Dichter nur die eine Sprachform im Bewusstsein auf und diese eine Sprachform bietet das Material zur Neubildung, die eben in der Wiederholung des Wortes besteht. Diese blosse Wiederholung eines und desselben Wortes ist die einfachste Art tautologischer Verstärkung und besonders in Sprachformeln beliebt. So schon im alten Passionale 137, 45 lange und lanc, III, 397, 1 er stunt und stunt; ein und ein Engelh. 463, gar und gar Berthold 39 u. ö. Titurel 6150, mûs wie maus, vgl. so und so, da und da u. s. w. Siehe C. Schulze in Herrig's Archiv 48, S. 449. Das ist also ein einfacher psychologischer Akt, keine Vergesellschaftung der Ideeen. Solche Geminationen kennt das Lat. gleich anderen Sprachen; einzelne sind bereits oben S. 45 f. berührt. Wenige Beispiele mögen hier daher genügen.

a. In der römischen Volkssprache findet sich die Doppelung suus sibi im Sinne von proprius oder als Verstärkung von suus; aus den 12 Stellen des Plautus sei citiert Capt. prol. 5 serviat suo sibi patri, 50 suo sibi servit patri; Ter. Ad. 5, 8, 35 suo sibi gladio hunc iugulo. In der Terenz-Stelle entspricht der Gebrauch von

suus sibi nicht ganz dem tuus tibi mit folgender zweiter und meus mihi mit folgender erster Person des Prädikats. Beide Pronomina enthalten denselben Stamm sva, ein emphatisches anaphorisches Pronomen, welches als Subst. bedeutet: »der Genannte selbst«, als Adj. »zu dem Genannten selbst gehörig = eigen«. Hieraus folgt, dass sva nicht in dem gleichen Satze wie das Bezugswort zu stehen braucht. Daher findet sich das lat. Pronomen refl. sogar in Nebensätzen ohne Modus der oratio obliqua z. B. Cato r. r. 157 neque ullus morbus veniet sine sua (= eius) culpa, ebenso ibid. 31 und 37. Plaut. mil. 2, 2, 33 und noch sonst in 4 Stellen, überhaupt in der ganzen Latinität verbreitet, besonders auch in den Formen per se, pro se, inter se cet. Hieraus wird klar, dass der Dat. sibi in der Bedeutung »eigen« zu dem Pronomen poss. suus zur Verstärkung pleonastisch hinzutreten konnte: suo sibi gladio hunc iugulo = »mit seinem eigenen, dem Genannten selbst (ihm) gehörigen Schwerte«. Und zwar ist dieser Gebrauch von suus sibi bei divergierender Person des Prädikats eine analogische Nachbildung von meus mihi, tuus tibi, suus sibi bei übereinstimmender Person des Prädikats, indem der ursprüngliche Sinn des Reflexivs in dieser Verbindung mit dem Pronomen possessivum für den Sprechenden zwar noch klar mit sibi sich verknüpfte, allein die Casusform hatte in sibi ihre Bedeutung gänzlich aufgegeben, so dass suus mit dem so formal isolierten sibi vereint formelhaft wurde und als einfache Verdoppelung oder nur als Verstärkung des Reflexivs erscheinen musste. Hiermit ist zu vergleichen das formelhafte deutsche »seinerzeit«, welches in dieser stereotypen Form ohne Rücksicht auf Geschlecht, Numerus oder Person verwendet wird; aber auch »sein« findet sich häufig an Stelle von »ihr« schon bei Seb. Frank, im Simplic., bei Lessing. Nicht ganz entsprechend, aber dem Wesen nach verwandt hiermit sind Ausdrücke der deutschen Volkssprache wie »meines Herrn sein Vieh« Gellert, »dem sein Gequicks«, »dem König von Garba seine Braut« Auerbach. Einen gleich lehrreichen Vorgang stellt uns die in ihrer Verwendung an suus sibi anklingende formale

Verschmelzung sese dar; sie erwuchs aus demselben Bedürfnis und hat in meme, tete Schicksalsgefährten gefunden; selbst ego-met = ego a me (skr. ma-t eine versteinerte Ablativform, ved. mamad, vergl. ted, sed; s. Bopp, Vergl. Gr. §. 182; daher provenç. metteis aus med-eps = met-ipse, Superl. smetes-me = même, it. medesimo), tu-te-met u. ähnl. sind durch analoge Vorgänge geschaffen.

Ein ähnliches Schicksal hat das gr. Reflexiv αὑτοῦ erfahren, vgl. Krüger Gr. 51, 2. Es tritt z. B. hinter αὐτος (ipse) zum Komparativ und Superlativ stets in der völlig isolierten Genetivform pleonastisch ein um zu bezeichnen, dass im vorliegenden Falle entweder die Eigenschaft dem Subjekt selbst in höherem Grade zukomme als sonst oder dass das Subj. mit sich selbst verglichen die Eigenschaft im höchsten Grade besitze.

Ganz wie sibi in dem oben erwähnten Falle gesellt sich nun quisque zu suus, wenn es, wie wir bereits oben sahen, mit suus im Casus sich assimiliert: Tab. Heracl. v. 92. 101. quae stipendia in castris inve provincia maiorem partem sui quoiusque anni fecerit — ein zu allen Zeiten der Römer bekannter Usus. Suus heisst hier durchaus nicht »passend«, wie Draeger annimmt, ist nicht = idoneus, legitimus, sondern hat nur die vorhin entwickelte Bedeutung, aber quisque heisst seiner Formation nach eig. »wer immer«, denn das — que, sanskr. — ca spielt hier die Rolle unseres êo in êo hvêdar = je-der, jedweder; also quisque ursprünglich = quisquis, vgl. unusquisque »einer wer es auch sei«; dies beweisen zahlreiche Stellen des alten Lateins, der Komiker Plaut. Merc. 1, 1, 20 quemque attigit, magno mulctat infortunio; Asin. 1, 3, 47; 2, 3, 24. Capt. 4, 2, 17; Mil. 2, 2, 5. Nur in dieser Bedeutung hebt quisque die Zugehörigkeit, welche durch das blosse Reflexivum bezeichnet wird, schärfer hervor, ist also mit suus selbst fast identisch. Mit sibi teilt die formale Isolierung des Casus auch quisque und ipse (= i-oder is- + pse, aus pte = pote = skr. pati »Herr« vgl. îça »Eigner«) d. h. »ér eigens«, »eigentlich«. Beide bleiben in der Konstruktion des Abl. absol. und beim Abl. gerund. häufig unverändert vgl.

praesente bei Plaut. Bacch. 142 praesente ibus; praesente testibus (Plaut. fragm.), und absente nobis, welche beiden Abl. so zu Praepositionen (wie coram, clam) sich isolierten und ihre Form unveränderlich bewahrten. So deutsch »während«, ursprünglich Particip. —

b. Die Geminationen, namentlich die formelhaften, lieben das Asyndeton in allen Sprachen vgl. lat. pactum conventum, locatum conductum, aequius melius, volens propitius, velitis iubeatis, — bonum faustum felix — u. ähnl. s. Draeg. §. 359. Von diesen Geminationen ähnlicher Elemente sind indes zu scheiden Zusammenstellungen gleichlautender oder ähnlicher Pronomina interrogativa wie das dem Griech. und Lat. eigentümliche Asyndeton in Fragesätzen innerhalb desselben Satzes; dem modernen Sprachgebrauch z. B. sind daher völlig fremd Redeweisen wie Cic. Rosc. Com. 7, 21 considera quis quem fraudasse dicitur; p. Mil. 9 uter utri insidias fecerit. Wir vermögen diese sonderbaren Doppelungen nicht anders als durch den Trieb der Sprache zur Angleichung zu erklären, und zwar liegt darin eine Angleichung insofern, als derselbe Anlaut ähnlich wie in der Allitteration sich wiederholt. Uebrigens erfahren wir durch Delbrück, Synt. F. IV. S. 138, dass auch im Sanskrit und Slavischen mehrere Fragepronomina in einem Satze erscheinen können. So heisst es Çat. Br. 14, 5, 4, 16 »Wenn in der Welt keine Dualität wäre, kéna kám paçyet, womit sollte das einzige Wesen dann wen ansehen?« Im Deutschen lässt sich dies nur teilweise nachahmen, da wir die Pronomina nicht unmittelbar auf einander folgen lassen können. Letzteres geschah also vielleicht schon in der Grundsprache. Diese asyndetische Kopulation wirkt so durch den Gleichklang besonders sinnfällig; eine Verbindung durch et würde die Wirkung beeinträchtigen.

In Bezug auf das einfache Zusammenrücken des Gleichlautenden und Anklingenden vergl. *αὐτὸς αὐτόν*, *ἄλλος ἄλλον ὅμοιον τῷ ὁμοίῳ (φίλον)* cet.; hoc hic, haec hic, hunc hinc, hunc huc u. ähnl. Häufungen der Pronomina und Adverbia gleichen Stammes bei den Komikern; ferner alius alium, sin-

guli singulos, quid? quod —, manus manum lavat, fortes fortuna adiuvat cet. Echt volkstümlich sind diese Anklänge auch im Deutschen. Es lassen sich verschiedene Arten anklingender Doppelungen unterscheiden. Einmal Zusammenstellungen wie »Kind und Kindeskind«, »Zins und Zinseszins« u. ä., wo also dasselbe Wort dreimal wiederkehrt, aber das Kompositum eine Doppelung des Simplex enthält, womit Verbindungen wie die am Schlusse folgende »Helfershelfer« nicht zu verwechseln sind, sodann die zahlreichen Verdoppelungen, ja oft Verdreifachungen desselben Elements in onomatopoetischen Wortbildungen wie »Klingklang, Mischmasch, Singsang, Wirrwarr, Zickzack, Tingeltangel«, in denen die mehrfach gesetzten Elemente durch Ablaut differenziert zu werden pflegen, vergl. dazu »dies und das, Knistern und Knastern, Simmelsammelsurium, blink und blank, flimmern und flammern, kippen und kappen, Kisten und Kasten, knicken und knacken, knittern und knattern, Krimskrams, Schnickschnack, Ticktack, trippeln und trappeln, erst wieg's, dann wag's, winken und wanken, zwicken und zwacken«; — aus anderen Sprachen gr. *τριχθά τε καὶ τετραχθὰ* (*διέσχισεν ἴς ἀνέμοιο*) Od. 9, 71, frz. clic-clac, cric-crac, drelin-drelon, engl. widdle-waddle, criddle-craddle u. ä. Dergleichen Wortklänge sind mehr die Produkte von Naturkräften der Sprache, als unter Beihilfe des freien Menschengeistes zustande gekommen. Diese Naturkräfte bewirken wie in den Assimilationen, dass verwandte Laute sich anziehen. Man erkennt sie eben am leichtesten an solchen Wortgebilden, welche an charakteristischen Zeichen erkennen lassen, dass sie von willkürlichem Einflusse des Menschengeistes freigeblieben sind. Jene Verbindungen sind wahrscheinlich unmittelbar durch Reflexbewegung entstanden; die meisten unter ihnen sind Reaktionen gegen plötzliche Sinneserregung. Man brauchte sie dann später, wenn man jene, solche plötzliche Erregung wirkenden, Vorgänge bezeichnen wollte. Wörter aus der Kindersprache wie Papa, Mama, Wauwau, durch einfache Reduplikation, auf welche wir nicht weiter eingehen wollen, entstanden, lassen sich vergleichsweise heranziehen. — Eine

andere Art der Doppelung derselben Elemente bilden formelhafte und durch formale Isolierung, welche beide verbundenen gleichen Elemente betroffen hat, adverbiell gewordene Fügungen wie »hand-in-hand gehen« = zusammengehen, womit sich vergleichen lassen »Arm in Arm, Mass für Mass, Schritt für Schritt, Tag für Tag, Jahr für Jahr, Wort für Wort, Blatt für Blatt, Mann für Mann, Sieg auf Sieg, Schlag auf Schlag, Kopf an Kopf, Haus bei Haus (von Haus zu Haus), Stern bei Stern, Zug um Zug, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Stufe um Stufe (von Stufe zu Stufe, von Angesicht zu Angesicht), Wurst wider Wurst«.

Wir verzichten auf Anhäufung weiterer Beispiele. Bemerkenswert in diesen Parallelverbindungen ist aber das Fehlen des Artikels, welches beweist, dass dies erstorbene Reste alter Konstruktionsweisen sind, die in früheren Jahrhunderten einmal volles Leben hatten gleich den formelhaft gewordenen Sätzen der Sprichwörter, welche ursprünglich nur eine Bemerkung eines Einzelnen über einen vorliegenden Fall waren. Ueber das psychologische Moment in diesen Anklängen und Gleichklängen lässt sich dasselbe sagen, was oben S. 50 bereits über die antithetische Assonanz u. dgl. bemerkt worden ist.

Auch die durch Gemination desselben Wortes sich bildenden Verallgemeinerungen sind daselbst S. 47 bereits erwähnt.

Es können nun auch Verdoppelungen ähnlicher Wörter eintreten, die nur scheinbar gleichbedeutend sind, in Wahrheit werden dann oft die scheinbar gleichwertigen Begriffe durch Bedeutungsdifferenzierung geschieden. Ich erinnere nur an sed autem, welche anscheinend unlogische Verbindung bei Plautus und Virgil in unwilliger, einen Tadel enthaltender Frage vorkommt, und an sed vero (vgl. at enim-vero, at vero, at contra u. ähnl.). Plaut. Truc. 3, 14 sed haec quid autem hic tam diu ante aedis stetit? Hier heisst sed und autem keineswegs beide Male »aber«, sondern autem, verwandt mit aut, skr. avt-, gr. *αὖ*, entspricht dem altbaktr. uta, welches uta im Sanskr. »auch« bedeutet, vgl. uta-uta = nicht nur — sondern auch.

Daher hat autem in Verbindung mit sed entweder seine Grundbedeutung bewahrt: »was hatte sie »auch« hier so lange vor dem Hause zu stehen?« oder es ist = αὖ seinerseits, ihrerseits, wieder, und vero dann in sed vero, at vero = »in Wahrheit, zwar, nur, freilich« — Bedeutungen die in tu vero (nur) abeas, ita vero (freilich) hervortreten und die Verwandtschaft von vero zu zend. var-ena das »Ger«-nehaben, der Wunsch (vgl. gern in: vero concedo tibi sedes meas) verraten.

d. Wie weit die Isolierung eines Elements in pleonastischen Verbindungen gehen kann, mögen noch einige uns auffallende Beispiele zeigen. Im Lat. sind gar nicht auffällig pleonastische Ausdrücke wie eiusmodi genera bei Cornel. Ag. 8, 4 praeter vitulinam et eiusmodi genera opsonii nihil accepit, oder usque eo-quoad Epam. 9, 4. magis, potius malle und praestare, potius optatior Cic. u. Liv. vgl. tantum-modo (ähnlich bei-nahe), dum-modo (de-in-de), gr. πλέον προτιμᾶν Xen. An. 1, 4, 14; ante prae-occupare, prius praecipere vgl. gr. πρότερον προλαμβάνειν Dem. 4, 14, πρῶτον προγράφειν Thuk. 1, 23, 4, πρότερον προκρούειν Thuk. 8, 66, 1. Arist. Eccl. 1017. πρότερον προπέμπειν, πρότερον u. πρῶτον ἄρχειν u. ἄρχεσθαι u. ähnl. Arrian. Anab. 7, 4, 7. Thuk. 4, 87, 4. λόγους μακροτέρους μηκύνειν Thuk. 4, 17, 2. Dergleichen verdeutlichende Pleonasmen sind zahllos. Eine von diesen verdeutlichenden Häufungen wenig verschiedene ist auch das lat. pridie und postridie eius diei (Caes. b. g. 1, 47. 48), vgl. deutsch »heut und diesen Tag noch« frz. aujour-d'hui (= au jour de hodie). — Verwischt oder ganz erloschen ist dagegen ein Begriff in ὑπώρεια τοῦ ὄρους Arr. An. 4, 24, 7 und ὑπωρέη οὐρέων Herod. 4, 23. ὠμοβόϊνα βοῶν Xen. An. 4, 7, 22; hier macht sich die etymologische Zusammengehörigkeit ebenso wenig fühlbar wie etwa in hodiernus dies. Vgl. auch die Wörter »Diebstahl, Lindwurm, Niessbrauch, Notdurft, Sprichwort, schirmschilt (Lanzel. 4039), Sturmwind, Ueberrest.«

Dahin gehören Ausdrücke wie ὁδὸν ὁδοποιεῖν, oft bei Xenophon, οἰκοδομεῖν (τεῖχος, πύργον) οἰκίαν. J. Grimm Gr.

IV S. 645 rechnet die pleonastische Wiederholung in der figura etymologica zu diesen Verbindungen. Sie ist im Mhd. fast so häufig wie im Griechischen und dem Sanskrit bereits bekannt vgl. Delbrück a. a. O. IV S. 31, z. B. jived jivikam vivat vitam; im Slavischen gleichfalls, darüber Miklosich, Vergl. Gr. S. 385, Hübschmann, Zur Casuslehre S. 196. Wir halten diesen Accusativ des inneren Objekts mit Rücksicht auf die in seinem ursprünglichen Gebrauche herrschende Allitteration für etwas durchaus Volksmässiges; Homer, Plautus, das Nibelungenlied, das Volkslied kennen ihn gleichmässig.[1] Er ist im Grunde nur eine Species des vielgestaltigen Genus der Allitteration.

e. Endlich sei noch die schon in der Edda (vgl. Grimm IV S. 276) vorkommende Verbindung des Subst. mit seinem eigenen Genetiv erwähnt, welche formelhaft zur Steigerung des Begriffs dient. Grimm citiert Saem. 83a »hlym hlymja (sonus sonorum), svein sveinna 75a; ahd. skernes skern; nhd. wind von einem wind, dampf eines dampfes, helfers helfer«, — ähnlich Schalksknecht = Knechtes Knecht — servus servorum, rex regum. Isengr. 239 fur furum, frz. le brave des braves. Wir fügen hinzu »Lied der Lieder (canticum canticorum), Buch der Bücher, der Götter Gott« — und vergleichen damit die Steigerung eines Begriffs durch die Unterordnung unter einen stammverwandten Superlativ, z. B. »der schrecklichste der Schrecken«, miserorum miserrimus.

Wir schliessen hiermit die Betrachtung der psychologisch zu erklärenden Häufungen gleicher oder gleichartiger Begriffe. Die keineswegs erschöpfende Uebersicht wird dennoch geeignet sein, die unendliche Vielgestaltigkeit der-

---

[1]) Es scheint alles darauf hinzudeuten, dass die etymologische Figur in einer Zeit frühen, wenig entwickelten sprachlichen Lebens erwachsen, eine unbeholfene, kindliche Redeweise ist, die erst später zu rhetorischen Zwecken ausgebildet und so eine Figur wurde. Für das Lat. ist (wie von Lobeck für das Griech.) dieselbe ausführlich behandelt und klassificiert von G. Landgraf, De fig. etym. ling. lat. in den Acta sem. phil. Erlang. Vol. II, 1881 (69 S.), vgl. darüber auch Lorenz, Einleitung zum Pseudulus.

selben und zugleich den wirkungsvollen Trieb der Sprache zu syntaktischer Angleichung nicht minder erkennen zu lassen, als der schaffenskräftige Drang zur Ausgleichung zweier Redeformen durch die Darstellung des vorigen Kapitels wahrnehmbar wurde.

Und so bewahrheitet sich auch im Leben aller Sprachen das alte Proverbium, welches die meisten Sprachen gemeinsam haben: Paria cum paribus facillime congregantur (Cic. sen. 3), das schon Homer kennt Od. ϱ 218 ***ὡς αἰεὶ τὸν ὁμοῖον ἄγει θεὸς ὡς τὸν ὁμοῖον*** und Plato citiert in den Worten ***ὅμοιον ὁμοίῳ ἀεὶ πελάζει,*** dem endlich für sprachliche Verhältnisse den treffendsten Ausdruck der Naturhistoriker Theophrastos von Eresos verliehen hat:

Τὰ ὅμοια ζητεῖ τὰ ὅμοια —
»Gleich sucht sich, Gleich find't sich.«

Druck der C. F. Post'schen Buchdruckerei (C. & Dr. P. Jancke) in Colberg.



